1,50 DM / Band 138
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Flucht in die Schädelwelt

John Sinclair Nr. 138

von Jason Dark

erschienen am 24.02.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Flucht in die Schädelwelt

Niemand kann die Dämonenreiche zählen. Sie sind vielfältig und vielschichtig. Jedes Reich ist anders und hat einen eigenen Herrscher.

So sieht es jedenfalls in den Regionen aus, die Asmodina noch nicht unterjocht hat; und sie hat schon viele erobert und die dort lebenden Wesen unterdrückt.

In einem Reich jedoch brauchte sie dringend die Hilfe eines Menschen, und die bekam sie.

Was auf einem Friedhof seinen Anfang nahm, führte mich auf direktem Weg in die unheimliche Schädelwelt…

Es war eine Nacht zum Fürchten!

Am Himmel türmten sich gewaltige Wolkenberge, die ein böiger Novemberwind wie eine Herde Hammel vor sich herschob. Der Wind kam aus Westen, brauste zum Sturm auf, fiel über das Land her wie ein Raubtier und rüttelte an den Bäumen.

Die Blätter – der erste Frost hatte ihnen schon längst die Kraft genommen – wurden von den Zweigen gefegt, durch die Luft gewirbelt und fielen irgendwo zu Boden, wurden im nächsten Moment wieder hochgehoben und weitergeschleudert.

Novemberwetter!

Die Menschen blieben lieber zu Hause. Herbststürme waren nicht beliebt, sie kündigten immer die kalte Jahreszeit an. London wirkte wie leergefegt. Nur ein paar Unentwegte waren unterwegs.

Selbst die Straßenmädchen hatten sich in die warmen Bars zurückgezogen.

Dem Mann, der in dem kleinen R 4 hockte, war das Wetter egal.

Es freute ihn sogar, daß es stürmte, denn dann konnte er bei seinem Vorhaben nicht so leicht beobachtet werden. Was er tun wollte, war zwar nicht gerade ungesetzlich, aber es paßte auch nicht in das normale Leben.

London hatte er hinter sich gelassen. Er bewegte seinen Wagen durch die nördlichen Stadtrand-Viertel. Hier war noch weniger los.

Auf seiner Fahrt hatte er kaum eine Person auf der Straße gesehen, und auch keinen Hund, denn den jagte man bei diesem Wetter bekanntlich nicht nach draußen.

Er kam an eine Kreuzung und fuhr langsamer. Im Licht der Scheinwerfer glitzerten die ersten Regentropfen. Sie waren ungewöhnlich dick und klatschten hart gegen die Frontscheibe, wo sie von den Wischern sofort wieder weggefegt wurden.

Die Ampel zeigte auf Rot.

Der Mann stoppte.

Rechts ging es zu einer Hochhaussiedlung, wo Tausende von Menschen in grauen Betonblocks wohnten. Links führte der Weg in die Felder hinein, und geradeaus lag das Ziel des einsamen Fahrers.

Der Friedhof!

Der Mann beugte sich vor und starrte auf die Straße, wo der Wind mit dem Laub spielte. Dann schielte der Fahrer zum Himmel hoch, sein Blick traf die dicken Wolken und auch die schmale Sichel des Halbmondes, die hin und wieder hervorlugte, wenn ein paar Wolken zur Seite getrieben worden waren.

Cecil Turner hieß der einsame Autofahrer. Ein Durchschnittstyp, der bei einer Versicherung arbeitete und den ganzen Tag über Formulare ausfüllte. Sein Leben verlief normal. Es geschah nichts Besonderes. Hin und wieder gabelte sich der 30jährige Junggeselle ein Girl auf,

schlief mit ihm und schickte es wieder weg. Heiraten wollte er nicht. Warum Diät leben, wenn man von der vollen Tafel schöpfen konnte?

Vor 14 Tagen änderte sich sein Leben schlagartig. Es begann mit dem Traum. Ihm träumte, er befände sich inmitten einer unheimlichen Landschaft, in der es keine Sonne, keinen Tag und keine Nacht gab. Nur ein gefährliches Halbdunkel, durch das er schritt. Er ging einem Ziel entgegen, von dem er nicht wußte, wo es eigentlich lag.

Übergangslos wachte er auf.

In der nächsten Nacht setzte sich der Traum dort fort, wo er zuvor aufgehört hatte.

Turner ging weiter. Diesmal jedoch schneller, und er erreichte auch sein Ziel. Es war ein gewaltiger, fahl schimmernder Totenschädel, so hoch wie ein Berg. Er wuchs aus dem Sand wie ein Gebirge. Wenn Turner den Kopf hob, schaute er in gewaltige, leere Augenhöhlen. Darunter klaffte als riesiges Dreieck der Spalt, in dem normalerweise die Nase wuchs. Und der Mund kam ihm vor wie die Öffnung zu einem gewaltigen Bergwerk.

Der fahlgelbe Schädel, ins Riesenhafte vergrößert, war eine gewaltige Erscheinung. Seltsamerweise verspürte Turner keine Angst vor ihm, er konnte nur staunen.

Damit endete der Traum.

Die nächste Nacht. Wieder sah er sich vor dem Schädel. Aber diesmal war er nicht allein.

Eine Frau trat aus der Öffnung. Ein weibliches Wesen von einer klassischen Schönheit mit langen, roten Haaren, einem fast nackten Körper und dem Gesicht einer Göttin.

Sie schloß ihn in die Arme.

Wieder endete der Traum, und er mußte bis zur nächsten Nacht warten. Turner war schon so gespannt darauf, daß er kaum einschlafen konnte, und als er schlief, erschien ihm die Frau wieder.

Diesmal jedoch wuchsen aus ihrer Stirn zwei Hörner. Wie bei einem Ziegenbock, doch die störten Turner keineswegs, er lauschte dem, was ihm die Frau zu sagen hatte.

»Auf dem St. Henry Cemetery, wo die beiden Hauptwege sich kreuzen, steht eine Ulme. Dort mußt du anfangen zu graben, denn da findest du das, was ich gern von dir hätte.«

»Was ist es?« hatte er gefragt.

»Du wirst es schon sehen.«

Damit wachte er auf.

Cecil Turner war völlig durcheinander. Die Träume hatten sein Gleichgewicht gestört. Er fühlte sich nach dem letzten nicht mehr fähig, zur Arbeit zu gehen.

Er blieb zu Hause und dachte einen ganzen Tag darüber nach.

Diese Träume kamen nicht umsonst, sie mußten einfach etwas zu

bedeuten haben. Turner war in eine Buchhandlung gegangen und hatte sich Bücher über Traumdeutung gekauft. Seinen Fall fand er nicht.

Er war auf die nächsten Nächte gespannt, doch der Traum wurde nicht fortgeführt.

Aber er hörte die Stimme.

»Denk an den St. Henry Cemetery und an den Kreuzweg. Du mußt dort graben.«

Die Stimme war immer da. Selbst an seinem Arbeitsplatz. Er konnte sich nicht mehr konzentrieren, machte Fehler und wurde zum Chef gerufen. Dort bekam er einen Anschiß.

Daraufhin nahm er seinen Resturlaub. Er vergrub sich zwei Tage in seiner Wohnung.

Die Stimme ließ nicht locker. Sie bedrängte ihn regelrecht, und Turner entschloß sich, dem Drängen endlich nachzugeben.

Er fuhr hin.

Hinter ihm hupte jemand. Das Geräusch riß Cecil Turner aus seinen Gedanken. Die Ampel war längst umgesprungen. Der Regen hatte zugenommen. Die schweren Tropfen klatschten so schnell hintereinander gegen die Scheibe, daß die schmalen Wischer kaum nachkamen.

Naß glänzte die Straße. Das faulige Laub klebte jetzt auf dem Asphalt. Dort bildete es gefährliche Rutschbahnen für die Autofahrer.

Langsam rollte der kleine Wagen über die Kreuzung. Der andere Autofahrer bog rechts ab.

Cecil Turner war wieder allein.

Ein wenig fürchtete er sich schon. Er hatte keine direkte Angst, aber doch Unbehagen vor dem Ungewissen. Als der Weg eine Kurve machte und er sie zu scharf nahm, rutschte der Spaten, den er mitgenommen hatte, vom Rücksitz.

Schließlich konnte er nicht mit bloßen Händen graben.

Das Schild hätte er fast übersehen.

Henry Cemetery Er mußte scharf links ab. Der Weg war nur schmal, kaum zu sehen und zu beiden Seiten durch hohe Gitter begrenzt. Cecil sah hier schon die Einfriedung des Friedhofs.

Er fuhr noch langsamer.

Das in der Dunkelheit glänzende Dach einer Leichenhalle tauchte über den kahlen Baumwipfeln auf. Da war auch der Haupteingang.

Gegenüber befanden sich einige Parkplätze. Sie waren leer.

Cecil Turner stellte seinen Wagen dort ab und stieg aus. Sofort packte ihn der Wind und blähte seinen parkaähnlichen Mantel am Rücken wie eine Fahne auf. Er hatte ihn nicht geschlossen, das holte er rasch nach. Dann nahm er den Spaten aus dem Wagen und schaute sich erst vorsichtig um, bevor er die Straße überquerte.

Nichts rührte sich.
Nur der Wind heulte und pfiff. Seltsamerweise hatte es aufgehört zu regnen. Der Sturm bog die hochgewachsenen, schlanken Pappeln zu beiden Seiten des Eingangs. Die Bäume neigten sich durch. Man konnte meinen, sie wollten den Boden küssen.
Natürlich war der Eingang verschlossen. Damit hatte Cecil Turner gerechnet.
Er schaute sich die dicken Mauern an und sah das Tor. Ein schmiedeeisernes Gebilde, kunstvoll angefertigt. Über dem Rand wuchsen Spitzen hervor, die Cecil an Lanzen erinnerten.
Er traute sich nicht, dort hinüberzuklettern.
Aber es gab noch eine Seitenpforte, ein kleines Törchen, in der Mauer war es kaum zu sehen.
Und das war offen.
Cecil atmete auf. Er mußte die Tür gegen den Wind stemmen und betrat das Gelände des Friedhofs. Die Klinke rutschte ihm aus der Hand, und die kleine Tür knallte so wuchtig zu, daß Turner erschrak.
Hatte ihn jemand gehört?
Nein, wohl kaum, denn bei diesem Wetter und um diese Zeit trieb sich wohl niemand auf dem Friedhof herum.
Der Hauptweg war nicht zu verfehlen. Zudem machte der Friedhof einen gepflegten Eindruck. Er war auch erst vor zwei Jahren neu angelegt worden.
Hastig schritt Cecil Turner den mit Kies bestreuten Weg entlang.
Er hatte den Spaten in die Armbeuge geklemmt, wo er herausrutschte und mit dem Blatt über den Kies streifte. Er hinterließ dort eine breite Spur.
Der Friedhof war nicht so dicht bewachsen, wie es bei den alten der Fall war. Die Gräber lagen auf einer freien Fläche, über die der Wind pfiff.
Fahl und geisterhaft wirkten die frischen Grabkreuze der neueren Gräber. Dazwischen standen die wuchtigen Grabsteine, die, wenn das Mondlicht sie mal traf, heller schimmerten.
Kein Weg war lehmig oder schlammig. Der Kies wirkte wie ein Filter. Vorbei an den Gräbern schritt der einsame Mann den Hauptweg entlang. Einmal erschrak er heftig, als zwei Krähen ihre Plätze im kahlen Baum verließen und dicht an ihm vorbeiflatterten.
Später hörten die Gräber auf. Rechts und links des Wegs breiteten sich freie Felder aus. Dort konnte man noch Hunderte von Toten bestatten.
Cecil Turner schaute sich des öfteren um. Er hatte doch Angst, verfolgt zu werden.
Das war nicht der Fall. Er befand sich völlig allein auf diesem Friedhof.

Ein gewaltiger Windstoß hatte die Wolken weitergeschoben, so daß Cecil ein Stück freien Himmel über sich sah. Es wurde ein wenig heller, die Grabkreuze und -steine stachen aus dem Boden deutlicher hervor, und manche wirkten wie makabre Scherenschnitte auf dem weiten Gräberfeld.

Obwohl der Friedhof noch nicht lange bestand und nach modernsten Gesichtspunkten errichtet worden war, ging von ihm doch eine unheimliche Atmosphäre aus. Das schienen Friedhöfe wohl an sich zu haben, dachte Turner.

Nie hätte er geglaubt, daß er mal allein nachts über einen Totenacker geistern würde. Aber das Leben läuft oft ganz anders ab, als man es sich vorstellt.

Die Stimme, der Traum, die Frau…

Turner war hingerissen vom Aussehen dieser Person. Gern hätte er sie in natura kennengelernt und auch mehr von ihr gewußt.

Vielleicht ergab sich eines Tages mal die Gelegenheit. Zuerst jedoch wollte er ihr den Gefallen tun und das aus dem Boden graben, wonach sie begehrte.

Sie hatte ihm nicht mitgeteilt, was es für ein Gegenstand war. Du wirst ihn schon erkennen, hatte sie nur gesagt.

Cecil hob den Kopf, bisher war er gebückt gegangen und hatte sich gegen den Wind angestemmt.

Da sah er die Ulme!

Wuchtig ragte sie aus dem Boden, hatte ihre starken Äste und Zweige wie schützend ausgebreitet und verlor im Nachtwind ihre letzten Blätter.

Zu beiden Seiten des Baumes führten die Wege zusammen und bildeten eine Kreuzung.

Das war der Ort.

Ein Kreuzweg…

Als Kind hatte Cecil mal etwas über einen Kreuzweg gelesen.

Dort hatte man Mörder und Räuber aufgehängt.

Ein Kreuzweg war immer ein Hort des Bösen.

Ob es hier auch lauerte?

Er schluckte hart und konnte nicht vermeiden, daß ihm ein Schauer über den Rücken lief. Dann schüttelte er die Gedanken ab und schaute sich den Boden an.

Die Erde um den Baum war ziemlich aufgeweicht. Kein Problem, mit dem Spaten hineinzustechen. Aber wo sollte er zu graben beginnen? Vor dem Baum? Dahinter, daneben?

Es gab zahlreiche Möglichkeiten, und er entschied sich dafür, vor dem Baum anzufangen.

Schräg stach er den Spaten in die Erde. So hatte es ein Bekannter immer bei der Gartenarbeit angefangen. Cecil selbst hatte noch nie in

seinem Leben gegraben. Er stemmte seinen rechten Fuß auf den Spaten und stach ihn tief in den Boden. Als er ihn heraushob, fluchte er. Nie hätte er gedacht, daß nasser Lehm so schwer sein konnte.

Er schleuderte die Erde nach links, wo sie über ein Grab fiel und die letzten Krümel bis an den Grabstein rollten und erst dort aufgehalten wurden.

Cecil Turner arbeitete verbissen. Bereits nach wenigen Minuten spürte er die Kälte nicht mehr, da war er am gesamten Körper schweißgebadet.

Er atmete heftiger, keuchte, aber er ließ nicht locker. Er öffnete nur seine Jacke, damit der Wind gegen die Kleidung wehen konnte und Kühlung brachte.

Cecil merkte kaum, daß es anfing zu regnen, so sehr war er in seine Arbeit vertieft.

Schräg trieb der Wind die Regenschleier heran und durchnäßte die Kleidung des einsamen Mannes. Auch seine Haare klebten auf dem Kopf, das machte ihm alles nichts. Er sah sein Ziel dicht vor Augen.

Neben dem jetzt schon ziemlich groß gewordenen Loch hatte sich ein Lehmberg aufgetürmt, die Folge einer harten Arbeit. Schaufel auf Schaufel flog zur Seite, und Cecil ärgerte sich, keine Taschenlampe mitgenommen zu haben. So war die Grube zu dunkel. Er würde kaum etwas sehen können, wenn er sich am Ziel befand.

Aber was war, wenn der oder die Gegenstände ganz woanders lagen?

Cecil beschloß, noch drei Minuten weiterzugraben und es dann an einer anderen Stelle zu versuchen.

Er brauchte nur knapp eine Minute zu arbeiten, denn plötzlich stieß das Spatenblatt auf Widerstand.

Cecil zuckte zurück. Er lachte auf, und seine Augen leuchteten.

Ich habe es geschafft, ich habe es geschafft! Endlich hatte sich die Mühe gelohnt.

Mit einer fahrigen Bewegung strich er sein braunes Haar aus der nassen Stirn und wischte mit dem Ärmel auch das Wasser aus dem Gesicht. Jetzt hielt ihn nichts mehr. Er sprang in die Grube hinein.

Dort hockte er sich hin, holte sein Feuerzeug hervor, schützte es gegen den einfallenden Wind und zündete es an.

Die Flamme tanzte und beleuchtete ein Stück Metall. Wie der Deckel einer Geldkassette, dachte der einsame Mann.

Er versuchte, die »Kassette« aus dem Boden zu hieven, doch er schaffte es nicht. Der Lehm klebte noch an den Rändern, ihn mußte er erst entfernen.

Er nahm dazu den Spaten und wühlte die Erde auf. Beim zweiten Versuch konnte er besser zugreifen, und es gelang ihm, den Gegenstand aus der Erde zu ziehen.

Der Kasten schimmerte bronzefarben, als er ihn dicht vor seine

Augen hielt. Cecil sah aber noch mehr.

In den Deckel war ein Sigill eingefräst.

Der Kopf des Teufels!

Eine dreieckige Fratze, böse grinsend und mit kalten, mörderischen Augen.

Unwillkürlich schauderte der einsame Mann, und er beeilte sich, ihn neben den Rand der Grube zu stellen. Dann kletterte er selbst hinaus.

Noch immer rann der Regen aus den Wolken. Bis auf die Haut war Cecils Parka inzwischen naß, das machte ihm nichts aus. Ein Fieber hielt ihn plötzlich gepackt. Er wollte unbedingt wissen, was sich in der kleinen Kassette befand.

Turner schaute sich den Deckel an. Einen Griff sah er nicht. Die Kanten standen etwas vor, deshalb nahm er an, daß er ihn auch abheben konnte.

Er versuchte es.

Der Deckel klemmte, und Cecil schnitt sich an der Kante eine kleine Wunde in den Finger. Ein paar Tropfen Blut fielen zu Boden und versickerten.

Der Regen klatschte auf die Erde. Wo die Tropfen in die Pfützen fielen, hinterließen sie große Kreise. Cecil rutschte ein Stück zur Seite. Er startete einen zweiten Versuch.

Diesmal klappte es.

Der Deckel schwang hoch.

Überrascht starrte der Mann auf den Inhalt. Seine Augen wurden groß. Er hatte alles erwartet, nur das nicht, was in dieser kleinen Kassette lag.

Es war ein Totenkopf!

Der Schädel schimmerte gelblich bleich. Er hatte keine Augen, keine Nase, keine Zähne. Ein uralter Schädel, ein Wunder, daß er noch nicht zerfallen war.

Plötzlich hörte auch der Regen auf. Es schien, als hätte jemand den Befehl gegeben, den Schädel nicht zu nässen.

Cecil Turner lachte plötzlich. Ein Totenschädel. Himmel, er hatte einen Totenschädel gefunden.

Wenn er ihn so betrachtete, dann erinnerte er ihn an den Riesenschädel, den er in seinem Traum gesehen hatte. Der andere hier war nur ein kleines Abbild des großen.

Das hatte etwas zu bedeuten!

Nur – was?

Er überlegte. Es war klar, daß er die Kassette mitnehmen mußte.

Bestimmt würde sich die schöne Frau wieder melden und ihm mitteilen, was mit dem Schädel geschehen sollte.

Bevor er die Kassette schloß, schaute er sich den Totenkopf noch einmal an.

Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Die Augen waren nicht mehr so leer und dunkel.

Sie glosten in einem düsteren Rot…

Rot wie der Schein der Hölle. Dieser Vergleich kam Cecil in den Sinn. Seltsamerweise erschreckte er ihn nicht.

Hatte er sich bereits so rasch an das Unabwendbare, das Schlimme gewöhnt?

Überhaupt war sein Leben anders geworden. Er konnte sich kaum noch erinnern, was eigentlich vor seinem Traum gewesen war. Er sah sich plötzlich als Mittelpunkt einer ganz anderen Aufgabe, einer absonderlichen, gefährlichen…

Und es schien, als würde von diesem Totenkopf eine böse Kraft auf ihn übergehen, die ihn stärkte und zu einem anderen Menschen machte.

Tief atmete er ein.

Ja, er war ein anderer. Und er würde es der verdammten Welt beweisen.

Cecil Turner wollte gerade den Deckel schließen, da schnitt plötzlich ein heller Lichtstrahl durch die Nacht und blendete ihn. Und eine kalte Stimme sagte: »Hab ich dich endlich, du verfluchter Grabschänder?«

***

Cecil Turner war völlig überrascht. Unbewußt kniff er die Augen zu, dann aber hob er den linken Arm, hielt ihn vor sein Gesicht und öffnete die Augen wieder.

Schemenhaft erkannte er eine Gestalt. Das mußte der Friedhofswärter sein. Ausgerechnet jetzt hatte er ihn erwischt. Was sollte er dem Mann sagen? Welche Erklärung hatte er überhaupt für den kleinen Totenkopf?

Gar keine.

»Ich wußte doch, daß sich hier ein verdammter Grabschänder herumtreibt. Wer sollte sonst die Kreuze stehlen, he? Los, und jetzt hoch mit dir!«

Cecil gehorchte.

Der Friedhofswärter hatte im Augenblick alle Trümpfe in der Hand. Zudem konnte Turner nicht sehen, ob der Mann bewaffnet war, er nahm es aber an.

»Geh zur Seite. Nach rechts. Genau drei Schritte. Dann bleib stehen und rühr dich nicht.«

Der Kerl sprach, als wäre er beim Militär. Vielleicht hatte er auch mal gedient.

Cecil Turner kam der Aufforderung nach. Der Lampenstrahl folgte ihm und blendete noch immer. Als Turner stand, wurde er zur Seite

geschwenkt und warf dann einen Kreis auf den Boden.

Er leuchtete die Kassette an.

Der Mann pfiff durch die Zähne. »Was haben wir denn da?« murmelte er. »Das ist ein Ding.«

Jetzt hat er den Schädel gesehen, dachte Turner. Das gibt's nicht.

Welche Erklärung soll ich geben?

Er schaute sich den Mann an. Genau konnte er ihn nicht erkennen, aber er war größer als er. Und er trug einen langen Regenmantel, der vor Feuchtigkeit glänzte. Ein Arm lag locker am Körper, das bewies, daß der Aufpasser keine Waffe in der Hand hielt. Nur die Lampe. Cecil Turner hatte seinen ersten Schreck überwunden, und er überlegte, ob er den Spieß umdrehen konnte.

Dazu mußte er den anderen überwältigen. Das war leichter gesagt, als getan. In seinem Leben war er bisher jeder körperlichen Auseinandersetzung aus dem Weg gegangen.

Aber das erste Leben schien lange, sehr, sehr lange zurückzuliegen. Jetzt hatte sich einiges geändert.

»Woher hast du das?« fragte der Wärter überflüssigerweise, obwohl er genau das geschaufelte Loch sah.

»Das sehen Sie doch.«

»Werde nur nicht frech, Bursche.« Der Mann schnaufte. »Lügen kann ich nicht vertragen.«

»Ich habe es ausgegraben.«

»Und warum?«

»Das verstehen Sie doch nicht.«

»Aber die Polizei, die wird es verstehen, Bursche. Da wirst du dein Maul schon aufmachen, das schwöre ich dir. Solche Typen haben wir gern, die die Ruhe der Toten stören.«

Cecil hob nur die Schultern. Was sollte er auch sagen? Der andere würde ihm doch nicht glauben.

»Einen Totenkopf«, murmelte der Mann. »Und dazu noch einer, dessen Augen schimmern. Was wolltest du überhaupt mit diesem Schädel?«

»Das geht Sie nichts an!«

Der Friedhofswärter holte überrascht Luft. »Frech werden auch noch, wie?«

Cecil Turner wußte selbst nicht, woher er den Mut genommen hatte. Aber er konnte sich hier nicht so einfach fertigmachen lassen.

Schließlich hatte man ihm eine Aufgabe gestellt, die er auch lösen wollte. Vor der schönen Frau wollte und durfte er sich nicht blamieren. Dieser Kerl sollte ihn nicht aufhalten.

Plötzlich war wieder die Stimme da. In seinem Hirn hörte er die weiche, aber dennoch fordernde Stimme, die wie eine Lockung durch seinen Geist strömte.

»Laß dir nichts gefallen, Cecil. Das hast du gar nicht nötig. Du bist besser und stärker als er. Mit mir zusammen sind wir ein unschlagbares Paar. Konzentriere dich jetzt auf ihn, und gib ihm kontra. Auch mit Gewalt.«

Früher hätte der letzte Satz den Mann erschreckt. Heute jedoch nicht. Jetzt war die Gewalt ein Teil seiner Argumente.

Der Wärter nickte. Er gab sich gegenüber dem frisch auf der Tat Ertappten als erhaben. »Wir gehen jetzt, Bursche. Und diese komische Kassette nimmst du mit.«

Cecil Turner nickte.

»Los, worauf wartest du noch. Geh den Weg wieder zurück. Ich sperre dich so lange in die Leichenhalle ein. Dort liegt nur ein Toter.« Er kicherte. »Ich hoffe, du hast vor der Leiche keine Angst. Bisher hat sie noch nicht gebissen.«

Turner hob die Schultern. Was sollte er auch anders machen?

Aber da war wieder die Stimme.

»Laß dir nichts gefallen!«

»Nein, nicht«, murmelte Turner.

»Was sagst du?«

»Ich habe mit mir selbst gesprochen, Mister.«

»So siehst du auch aus.«

Cecil Turner lächelte und ging einen Schritt auf den Wärter zu.

Dann blieb er stehen und bückte sich, dabei tat er, als wollte er die Kassette hochheben.

Sie stand neben dem Rand der Grube. Über ihn hinaus ragte noch der Stiel des Spatens.

Ein böses Lächeln umspielte die Lippen Turners. Er holte noch einmal tief Luft, gab sich einen innerlichen Ruck und umfaßte anstatt der Kassette den Spatengriff. Mit einer wilden Kraftanstrengung riß er den Spaten aus der Grube und kreiselte herum.

»Was… was ma …« Der Friedhofswärter war entsetzt, als er den vermeintlichen Grabschänder auf sich zustürmen sah.

Turner hielt den Spaten mit beiden Händen umklammert. Das Blatt zielte auf die Körpermitte des Mannes.

Der kam nicht so schnell weg. Er wollte sich zwar noch zur Seite werfen, doch er war zu langsam.

Er spürte die Berührung, hörte einen wilden Schrei, und im nächsten Augenblick überschwemmte ihn der grauenvolle Schmerz. Mit einem Wehlaut auf den Lippen sank er zu Boden, wo er verkrümmt liegenblieb.

Cecil Turner aber lachte. Er lachte wild und unbeherrscht, als er den Spaten wieder zurückzog. Am Blatt klebte Blut.

Es machte Turner nichts aus. Er erschrak nicht einmal, und er ekelte sich auch nicht. Er nahm es einfach hin. Den Spaten warf er in die

Grube, nahm die Kassette an sich und kümmerte sich auch nicht um das Wimmern des Schwerverletzten.

Er hatte seine Aufgabe erfüllt.

Die schöne Frau mit den beiden Teufelshörnern würde zufrieden sein…

***

Es schneite.

Und das schon Anfang November. Weiße Flocken fielen vom Himmel, berührten sanft die Erde und schmolzen ebenso rasch wieder weg, wie sie erschienen waren.

Ich konnte den weißen Wirbel durch die Frontscheibe meines Bentley sehen, hatte die Wischer eingeschaltet, und mit jedem Yard, das mich näher an meine Wohnung brachte, steigerte sich die Laune. Ein paar unangenehme Tage lagen hinter uns allen. Wir hatten die Monster der Madame M. vernichtet und sie gleichzeitig mit. Eine Dämonenfalle weniger in London, doch ich war sicher, daß die nächste bereits lauerte.

Ziemlich lange hatte ich noch im Büro gesessen und war endlich dazu gekommen, alte Berichte aufzuarbeiten. Jetzt war es fast Uhr, als ich mit meinem Bentley in die Tiefgarage rollte.

Die Reifen hinterließen lange nasse Bahnen auf dem Asphalt. Ich war froh, aussteigen zu können. Bei solch einem Wetter machte Autofahren keinen Spaß mehr.

Mit dem Lift fuhr ich hoch in meine Wohnung. Gegessen hatte ich schon, und so konnte ich mich sofort auf die faule Haut legen.

An diesem Tag war mir so ziemlich alles egal. Das werden Sie ja selbst kennen. Da hat man zu nichts Lust, und da ist man sogar froh, daß es die Glotzkiste gibt.

Obwohl ich sonst kein Fan der Mattscheibe war, nahm ich doch die Fernbedienung und schaltete ein.

Ich hatte den richtigen Zeitpunkt getroffen.

Eine Talk-Show lief gerade.

Who is Who?

Die Sendung hatte ich noch nie gesehen, aber Kollegen erzählten davon. Sie sollte sehr informativ sein.

Mal sehen, ob sie recht hatten.

Mit einem großzügig eingeschenkten Whisky in der Hand ließ ich mich in den Sessel fallen und schaute auf die Mattscheibe.

Der Interviewer begrüßte die Gäste im Saal und auch die Zuschauer zu Hause.

Ich bekam nicht viel von den Worten mit, wurde aber aufmerksam, als der Moderator seinen ersten Gast vorstellte.

Es war Lionel Barry.

»Und hier!« rief der Interviewer, »kommt er. Der große Lionel!«

Strahlend, lächelnd, leicht beschwingt, so tanzte der große Lionel auf die Bühne. Er begrüßte Tony Tarras, seinen Befrager, mit beiden Händen und stellte sich dann in Positur, um die Zuschauer zu grüßen, wobei er beide Hände hob.

Großaufnahme.

Ich sah sein gut geschnittenes, sonnenbraunes Gesicht, die dunklen Augen, das schwarze Haar. Lionel, der Herzensbrecher. So kannte man ihn aus zahlreichen Filmen und Fernsehauftritten. Er spielte, sang, tanzte und plauderte.

Jetzt sollte er ausgefragt werden.

Ich nippte am Glas. Länger als eine Stunde dauerte die Sendung nicht. Danach wollte ich mich ins Bett legen und mal wieder richtig ausschlafen.

Einander gegenüber nahmen die Männer in zwei Ledersesseln Platz. Der Moderator redete von Lionel Barrys Erfolgen und zählte zahlreiche Filme auf, in denen er mitgewirkt hatte.

»Und was steht als nächstes auf dem Programm?« erkundigte er sich.

»Eine Tournee.«

»Sie werden also singen?«

Barry lächelte breit. »Genau. Aber nicht nur das. Ich habe auch Gäste bei meiner Show. Allerdings werde ich nicht verraten, wer zu mir kommt. Auf jeden Fall sind es bekannte Leute aus dem Showgeschäft. Gute Kollegen, gute Freunde.«

»Auch weibliche?«

»Natürlich. Wir wollen dem Auge doch was bieten!«

Tony Tarras lachte. Er trug ein Smoking-Jackett und eine rote Hose. »Da sind wir schon beim Thema«, sagte er und beugte sich verschwörerisch nach vorn. »Die Frauen. Sie spielten doch eine große Rolle in Ihrem Leben, nicht wahr?«

»Was heißt, spielten?«

»Sie spielen noch.«

»Natürlich.«

»Dann lassen Sie mal hören.«

»Möchten Sie etwas über die Frauen im allgemeinen wissen?«

»Eigentlich mehr über Ihre.«

Ich mußte grinsen, denn aus den Zeitungen wußte ich, daß Lionel Barry bereits dreimal verheiratet gewesen war. Er war bekannt für seinen großen Frauenverschleiß.

Barry lachte und nahm einen Schluck Sekt. »Erst einmal möchte ich sagen, daß mich meine Frauen eine schöne Stange Geld gekostet haben und noch kosten, aber ich bin eben Kavalier und kann sie nicht auf dem Trockenen sitzenlassen.«

Ach, du Scheibe, mir kamen fast die Tränen, wenn ich so etwas

hörte. Der Mann verdiente ein Vermögen und tat so, als wäre er der große Wohltäter.

»Klar«, sagte Tony Tarras, »diese drei Ehen haben Ihnen gereicht. Um Sie ist es still geworden. Ist denn keine vierte Frau mehr in Ihr Leben getreten?«

»Ich habe viel Arbeit.«

»Es gibt also keine.«

»Das will ich nicht sagen.«

»Dann einigen wir uns doch darauf, daß es keine feste Frau oder Freundin gibt.«

Barry wiegte den Kopf.

»He«, sagte Tarras und wandte sich seinem Millionenpublikum zu. »Wie sehe ich das denn? Sollte der gute Lionel tatsächlich ein Geheimnis haben? Wie ist es – wollen Sie es lüften?«

»Ich weiß nicht so recht.«

Tony Tarras sprang auf und wandte sich an die Zuschauer.

»Freunde«, sagte er, »wenn Lionel Barry schon Andeutungen macht, dann sollte er sie wenigstens präzisieren und ein Millionenpublikum nicht im unklaren lassen. Was meinen Sie?«

Die letzte Frage war an die Zuschauer im Saal gerichtet. »Ja!« wurde gebrüllt. »Wir wollen es wissen!«

»Na bitte!« rief Tony Tarras, vollführte eine elegante Drehung, streckte dabei seinen Arm aus und deutete auf den im Sessel sitzenden Lionel Barry.

»Sie haben die Meinung unserer Zuschauer gehört, Lionel. Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß. Lassen Sie uns nicht länger im unklaren. Sagen Sie uns den Namen der Glücklichen.«

Glücklichen war gut. Unglücklichen hätte besser gelautet. Es war sicherlich kein Vergnügen, mit Barry verheiratet zu sein. Wenigstens war das meine Ansicht.

Ich stand auf, weil mir der Schmalz zu sehr an die Nieren ging. In der Küche holte ich mir eine kleine Flasche Bier aus dem Kühlschrank. Und zwar deutsches Bier. In einem großen Kaufhaus war vor kurzem eine Werbeaktion gestartet worden, da hatte ich einen Kasten preiswert erstanden.

Mit Flasche und Glas kehrte ich in den Livingroom zurück. Auf dem Weg schenkte ich ein und hatte Glück, daß der Schaum nicht über den Rand quoll. Bevor ich mich wieder setzte, nahm ich noch einen langen Schluck. Das zischte richtig.

Der Moderator bedrängte seinen Stargast noch immer. Und bei den Zuschauern im Saal wurde jetzt rhythmisch geklatscht.

Das Zieren des großen Lionel war nur noch Schau. Schließlich hob er beide Hände und nickte. »Okay, okay, Freunde, ich will mich nicht länger weigern. Ich sage ihren Namen«, und jetzt blickte er genau in

die Kamera, wobei er die Zuschauer meinte, »Sie sehen ja selbst, liebe Freunde, daß ich mich nicht länger weigern kann. Aber ich will es spannend machen. Sie müssen sich noch einen Augenblick gedulden.« Er stand auf und verließ die Bühne.

Davon war selbst der Moderator überrascht. Sekundenlang wußte er nicht, was er sagen sollte, und ich mußte grinsen.

»Vielleicht hat er sie sogar mitgebracht«, sagte er im Verschwörerton. »Wäre natürlich ein Hammer, Freunde.«

Der Meinung war ich zwar nicht, aber ich wollte mir die Neue doch einmal anschauen.

Der Vorhang bewegte sich, und Lionel Barry trat wieder ins Rampenlicht der Scheinwerfer.

Ohne Frau!

Ein enttäuschtes Gemurmel ging durch die Reihen der Zuschauer. Jeder hatte mit einer Überraschung gerechnet.

Aber er kam nicht mit leeren Händen auf die Bühne. Er brachte etwas mit.

Ein kleines Kästchen.

Es war aus Metall, das konnte ich erkennen, als die Kamera es in Großaufnahme zeigte. Und in den Deckel war etwas eingemeißelt.

Ein Zeichen, das ich von meinem Sessel aus allerdings nicht identifizieren konnte.

»Was haben Sie uns da mitgebracht?« wurde er von Tony Tarras gefragt.

»Ich werde es gleich erklären.«

»Haben Sie darin Ihre neue Geliebte versteckt?« Der Moderator deutete auf den Kasten und lachte.

»So ähnlich.« Die Stimme des Stars klang plötzlich ernst. Die Antwort wollte zu den vorherigen nicht so recht passen, das fiel auch mir auf. Und ich, da bin ich ehrlich genug, war auch gespannt darauf, was sich in dem Kasten befand.

Lionel Barry nahm wieder Platz. Er stellte das Kästchen auf den kleinen Tisch zwischen den beiden Sesseln.

Im Saal wurde es still.

»Sie sehen«, sagte Tony Tarras, »unsere Zuschauer hat wirklich die Spannung gepackt. Und ich bin auch fast blaß vor Aufregung. Lüften Sie Ihr Geheimnis, Lionel.«

Barry nickte. Er schaute noch einmal auf den Kasten, nahm ihn von seinem Tisch und stellte ihn auf seinen Schoß.

Großaufnahme!

Noch immer konnte ich nicht sehen, was sich auf dem Deckel befand. Dazu hätte er den Kasten leicht schräg halten müssen, was er jedoch nicht tat.

Dafür legte er seine Hände auf den grausilbern schimmernden

Deckel, krümmte seine Finger und zögerte noch, den Deckel hochzuheben.

Dafür redete er.

»Die Person, die ich Ihnen leider nicht zeigen kann, aber deren Namen ich nennen werde, ist eine betörend schöne Frau. Sie hat langes rotes Haar, das Gesicht einer griechischen Göttin, und sie hat mich völlig in ihren Bann geschlagen. Es gibt keine andere mehr für mich, seit ich sie kennengelernt habe. Ihrer Faszination konnte ich mich nicht entziehen, obwohl ich wirklich zahlreiche weibliche Personen in meinem Leben kennen- und liebengelernt habe. Aber so etwas ist mir noch nie unter die Augen gekommen.«

Teufel, trug dieser Typ dick auf. Ich trank mein Glas leer und schüttelte den Kopf. Er sollte den komischen Deckel doch endlich in die Höhe klappen.

»Den Namen der Frau werde ich Ihnen auch sagen. Allerdings später. Zuerst möchte ich Ihnen zeigen, was Sie mir allein hinterlassen hat. Ein Zeichen, ein kleines Geschenk, der Teil einer Kette, die leider nicht vollständig ist und vielleicht durch Ihre Hilfe, liebe Zuschauer draußen und im Studio, vollständig werden kann, wenn Sie alle mitmachen.«

Die Kamera fuhr zur Seite und holte für einen Moment den Moderator ins Bild.

Tony Tarras nagte auf seiner Unterlippe. Ihm schien die Entwicklung überhaupt nicht zu gefallen. Einem unsichtbaren Mitarbeiter gab er ein Zeichen, indem er die Schultern hob. Tarras wußte auch nicht, was sein Stargast vor hatte.

Es sollte eine Überraschung werden.

»Und nun, liebe Zuschauer, werde ich Ihnen zeigen, was sie mir mit auf den Weg gegeben hat. Schauen Sie genau her!«

Die Kamera zeigte jetzt in Großaufnahme den kleinen Kasten und Barrys Hände.

Noch immer waren die Finger gekrümmt. Sie hatten sich um die Kanten gelegt und hoben den Deckel jetzt langsam an.

Es wurde still.

Auch ich wagte kaum zu atmen. Ich hielt mit einer Hand das Bierglas fest und hatte mich leicht vorgebeugt.

Was befand sich in dem Kasten?

Barry machte es wirklich spannend. Er ließ sein Publikum im Ungewissen und verstand es, sich geschickt zu verkaufen. Ich muß ehrlich zugeben, daß auch ich gespannt war, was sich wohl in diesem geheimnisvollen Kasten befand.

Was hatte ihm seine Geliebte vermacht?

Er hob den Deckel an. Dabei gelang es den Kameras, das Gesicht und auch seine Hände einzufangen. Auf den Lippen lag ein spöttisches,

leicht böses Lächeln, während die Hände ruhig waren und nicht zitterten.

Dann war der Deckel offen!

Mit einem Ruck hatte er die letzte Stufe überwunden. Ein paar Frauen stießen überrascht Kiekser aus, bevor Lionel Barry seinen Schatz zeigte.

»Da ist er«, sagte er.

Die Fernsehzuschauer konnten ihn besser sehen als die Gäste in der Show.

Auch ich sah ihn.

Es war ein Totenkopf!

Ein gelbweiß schimmernder Schädel, der genau in die kleine Kassette hineinpaßte.

Lionel Barry hielt die Kassette leicht schräg, so daß die Kamera direkt auf den Schädel zufahren konnte.

Und nicht nur ich sah das Glosen in den Augen des Totenkopfs.

Es war ein düsteres Rot, tief in den Augenhöhlen geboren. Mir persönlich lief ein Schauer über den Rücken.

Ich kannte diese Farbe. Schon des öfteren war sie mir begegnet.

Ich hatte sie einige Male während heißer Fälle erlebt, und auch Schädel waren mir nicht neu.

Trotz allem wartete ich ab. Um das Ganze in einen dämonischen Bereich zu verlegen, dazu brauchte ich Beweise, die ich nicht hatte.

Lionel Barry, bekannt durch seine außergewöhnliche Exzentrik, brachte es fertig und nutzte den Totenkopf als Werbegag für sich aus. Bei diesem Schauspieler war nichts unmöglich, er schaffte es, durch immer neue Gags das Publikum auf sich aufmerksam zu machen. So hatte er auch in einer spektakulären Aktion sich von einem Haus fallen lassen, wobei sich danach herausstellte, daß er gedoubelt worden war. Deshalb mußte man bei Lionel Barry immer auf einen Streich gefaßt sein.

Ich lächelte, als ich den Schädel sah. Doch mein Lächeln zerfaserte schnell, tief in meinem Innern spürte ich, daß es doch vielleicht anders sein könnte.

Abwarten…

Ich schaute genauer hin.

Der Schädel lag auf schwarzem Samt, mit dem die Kassette ausgekleidet war. Und ich hatte das Gefühl, das Glühen seiner Augen wäre stärker geworden.

»Dieser Schädel ist der Schlüssel zur Macht«, erklärte Lionel Barry und lehnte sich wieder zurück.

»Das ist natürlich ein Ding«, unterbrach die forsche Stimme des Moderators den Dialog. »Wir, auch ich, wir alle…« Er war etwas durcheinander, »wir haben mit allem gerechnet, nur nicht mit dieser

interessanten und außergewöhnlichen Neuigkeit. Ein Schädel, toll, ein Totenschädel, dazu noch einer, dessen Augen leicht glühen. Wirklich außergewöhnlich, fürwahr.«

Lionel Barry drehte sich langsam zu dem Sprecher um und schaute ihn kalt an.

Unter dem Blick zuckte Tarras zusammen, und er wurde richtiggehend kleiner.

»Sie scheinen die Sache nicht sehr ernst zu nehmen, Tony«, sagte der Stargast.

»Doch, doch, ich…«

»Nein, lügen Sie nicht.« Barry wandte sich wieder seinem Millionenpublikum zu. »Was ich hier habe, Ladies and Gentlemen, ist keine Spielerei, sondern der Weg in eine andere, für mich bessere Welt.« Er schien die ungläubigen Augen einiger Zuschauer zu sehen, denn er lachte auf. »Ja, Sie verstehen nicht, aber vielleicht werden Sie noch verstehen. Eines Tages…«

Mir war längst klar, daß dieser Lionel Barry kein Spinner sein konnte. Der hatte etwas in der Hinterhand – und zwar etwas Konkretes. Und ich war mir sicher, daß er mit irgendwelchen finsteren Mächten in Kontakt stand. Ich mußte nur noch herausfinden, mit welchen.

Aber vielleicht erzählte er das selbst.

Tony Tarras sah sich bemüßigt, einzugreifen. Die Kamera schwenkte auf ihn. Er lächelte krampfhaft. »Wir wollen aber weitergehen, meine Zuschauer. Wir werden von Lionel Barry sicherlich noch mehr aus seinem bewegten Leben hören. Nicht wahr, Lionel?«

Der Star drehte sich um. »Ja«, erwiderte er, »Sie werden etwas hören, aber das bestimme ich.«

»Bitte sehr.«

»Sie wollten doch den Namen meiner neuen Geliebten hören, nicht wahr?«

Plötzlich strahlte der Moderator. »Sie wollen ihn wirklich hier vor einem Millionenpublikum bekanntgeben?«

»Natürlich.«

»Das ist eine echte Sensation, liebe Zuschauer. Wirklich, es geht rund. Lionel Barry lüftet ein sensationelles Geheimnis. Ich bin ebenso gespannt wie Sie, liebe Freunde, denn ich weiß noch nichts, gar nichts, das schwöre ich.« Er hob zum Spaß drei Finger in die Höhe.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Barry wandte sich wieder den Zuschauern zu, lächelte und sagte:

»Meine neue Geliebte und die Frau, für die ich alles tun würde, ist auch ein Star. Aber kein Star im eigentlichen Sinne, wie Sie es vielleicht vermuten. Keine Sängerin, keine Schauspielerin, nein, sie ist eine Frau, eine fantastische Person. Sie ist«, und jetzt erhob Lionel

Barry seine Stimme. »Sie ist – die Tochter des Teufels – Asmodina!«

***

Ich sprang auf.

Als wenn ich es nicht geahnt hätte. Hinter diesem Schädel steckte wirklich mehr. Es war kein einfacher Talisman, nein, er hatte eine gefährlich makabre Bedeutung.

Ich schluckte.

Asmodina! Den Namen hatte er deutlich ausgesprochen.

Millionen mußten ihn gehört haben, doch kaum jemand würde etwas damit anfangen können. Bisher wurde er gewissermaßen unter der Hand gehandelt, war nur Insidern und Eingeweihten bekannt.

Nun aber hatte es einer ihrer Diener gewagt, den Namen publik zu machen.

Unwahrscheinlich…

Ich atmete tief durch. Das gab es doch nicht. Asmodina – sie war durch diesen Mann an die Öffentlichkeit getreten, und damit bezweckte sie etwas.

Nur – was?

Langsam ließ ich mich wieder zurückfallen. Barry hatte nichts mehr gesagt. Er saß da nur, und ein lauernder Ausdruck war in seine Augen getreten, die von der Kamera deutlich hervorgeholt wurden.

Ich trank mein Glas leer und war gespannt darauf, wie es weitergehen sollte.

Der Moderator war völlig aus dem Geschäft. Es gelang ihm nicht, eine neue Frage zu formulieren. Er hatte einen Namen gehört und wußte nichts damit anzufangen.

»Ich hoffe, Sie haben sich den Namen gut gemerkt«, fuhr Lionel Barry fort, »denn Asmodina wird auch in Ihr Leben treten, das schwöre ich Ihnen. Sie ist die Frau, auf die alles zugeschnitten ist. Der Teufel selbst hat sie erschaffen, sie ist seine Tochter. Dieser Schädel hier, den ich in der Hand halte, ist das Zeichen. Es gibt mehrere dieser Schädel, und wir, ihre Diener, haben es uns zur Aufgabe gemacht, sie zu sammeln. Es gibt außer mir noch einige Menschen, die das Glück haben, einen Schädel finden zu dürfen. Diese mir noch Unbekannten rufe ich auf. Findet den Schädel, denn dann wird euch Asmodina belohnen. Wenn ihr mithelft, die Schädelkette zu beschaffen, ist euch der Lohn der Hölle gewiß!«

Das waren harte Worte, und die ersten Reaktionen kamen sofort.

Jemand begann zu pfeifen, andere buhten.

Barry aber lachte, während der Moderator händeringend über die Bühne lief und versuchte, den Star anzusprechen.

»Können wir nicht zu einem anderen Thema wechseln, Lionel? Ich… ähm … finde das ja sehr interessant, was Sie da gesagt haben, aber das

paßt wohl nicht hierhin. Wir nehmen es als kleinen Scherz. Okay?«

Da sprang Barry auf. »Scherz?« schrie er den Moderator an. »Das ist kein Scherz. Mit diesen Dingen scherzt man nicht. Und Asmodina wird Ihnen schon zeigen, wie wenig Spaß sie versteht. Gerade die Spötter und Lästerer werden als erste an die Reihe kommen. Die Hölle hat bereits einen Platz für sie reserviert. Denn es kommt die Zeit, wo dieser Schädel leben wird, und dann geht es allen Zweiflern und Gegnern schlecht.« Er klappte den Deckel der Kassette wieder zu, lachte noch einmal auf und verließ die Bühne.

Die Zeit war längst nicht um. Es fehlten 15 Minuten, die Tony Tarras überbrücken mußte.

Er griff zum Mikro und wischte sich erst einmal den Schweiß von der Stirn.

»Liebe Zuschauer! Es tut mir ein wenig leid, daß dieses Interview so enden mußte, aber wie Sie selbst alle wissen, befinden wir uns in einer Live-Sendung. Da wird nichts geprobt, nichts abgesprochen. Das ist das Schöne am Fernsehen. Es hält immer wieder Überraschungen parat.« Er lachte unecht.

Ich lachte nicht.

Mir war bitterernst zumute.

Ich schaltete den Apparat aus. Gleichzeitig meldete sich die Türglocke. Ich ahnte, wer der Besucher war und sah mich auch nicht enttäuscht, als Suko Einlaß begehrte.

»Hast du die Sendung gesehen?« fragte er, noch bevor er die Wohnung betreten hatte.

»Ja.«

»Und?«

»Das ist keine Spielerei. Da hat Asmodina ihren Arm ausgestreckt. Verdammt auch.«

»Was machen wir?«

»Wir gehen dem Fall nach. Vor allen Dingen statten wir Lionel Barry einen Besuch ab.«

Suko nickte. Das war auch seine Meinung.

Ich rieb mir das Gesicht. »Wenn man nur wüßte, wer noch alles in diesen Strudel mit hineingezogen worden ist«, murmelte ich.

»Die suchen eine Kette.«

»Und zwar aus Totenköpfen«, vollendete ich Sukos Bemerkung.

»Unter Umständen weiß Barry mehr. Vielleicht haben sich auch die Leute bei ihm gemeldet.«

»Werden wir ja herauskriegen.«

Da klingelte das Telefon.

»Wetten, daß es Bill ist?« fragte ich, als ich den Hörer abhob.

»Du hast die Wette gewonnen, John.« Bills Stimme klang mir aus der Muschel entgegen. »Ich nehme an, daß dich eine gewisse Sendung

fasziniert hat, oder?«

»Genau.«

»Bist du am Ball?«

»Und wie!«

»Ich weiß übrigens, wo Barry wohnt«, erklärte Bill Conolly. »Es ist schon lange her, da war ich auf einer Party eingeladen. Wenn du die Adresse haben willst…«

»Klar.«

Er gab sie mir durch.

»Finde ich dich dort?«

Bill lachte. »Leider komme ich hier nicht weg. Muß auf Johnny aufpassen, weil Sheila bei einer Freundin ist. Aber morgen werde ich dich unterstützen.«

»Ich komme darauf zurück.«

Bill wünschte mir noch viel Glück und legte auf.

Ich wandte mich Suko zu. »Los, Alter, wir werden mal sehen, was uns Lionel Barry zu sagen hat. Vielleicht treffen wir auch dort auf seine neue Geliebte…«

***

Cecil Turner hatte sich den nächsten Tag über in seiner Wohnung vergraben.

Gewissensbisse waren in ihm hochgestiegen und hatten ihn regelrecht gequält.

Er hätte den Friedhofswärter doch nicht allein dort liegenlassen sollen. Wenn der Mann starb, hatte er schuld. Aber warum mußte er ihn auch stören?

Und dann war die Stimme wieder da.

»Was regst du dich auf? Dieser Mann hat es nicht anders verdient. Er wollte deine große Aufgabe vereiteln. Ich danke dir, daß du es geschafft hast.«

Die Stimme beruhigte Turner. Er versuchte, etwas Schlaf nachzuholen, doch es war nicht möglich. Er war innerlich zu aufgeregt und zu gespannt.

Schließlich raffte er sich auf und kaufte mehrere Zeitungen. Mit ihnen zog er sich wieder in seine Wohnung zurück. Er wollte wissen, was mit dem Friedhofswärter geschehen war.

Hastig blätterte er die Gazetten durch. Auf den ersten Seiten stand nichts, und auch in den seriösen Blättern las er keine Zeile, doch in den Boulevard-Zeitungen fand er, was er suchte.

FRIEDHOFSWÄRTER STARB UNTER QUALEN

So lautete die Schlagzeile auf der dritten Seite. Turner erschrak.

Fieberhaft begann er zu lesen, und die einzelnen Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Als er den Artikel gelesen hatte, fiel die Zeitung zu

Boden. Cecil Turner beugte sich nach vorn. Beide Hände schlug er vor sein Gesicht.

Ein Mörder! Du bist ein Mörder! hämmerte es in seinem Schädel.

Du hast den Mann umgebracht!

Minutenlang blieb er so sitzen. Nur sein keuchender, fast schluchzender Atem durchbrach die Stille in der Wohnung. Er stöhnte schließlich auf und ließ die Arme sinken. Sein Gesicht zeigte Flecken. Die Polizei, dachte er. Sie wird dich finden. Sie werden bald vor der Tür stehen, klingeln und dich verhaften.

Er lief zum Fenster.

Draußen war es schon längst dunkel geworden. Es ging auf den Abend zu. Die meisten Menschen saßen zu Hause und schauten in die Glotzkiste. Und er stand hier und war allein mit seinen quälenden Gedanken.

Schlimm, sehr schlimm…

Er hörte die Geräusche aus dem Treppenhaus. Schritte, die kurz vor seiner Tür stoppten und sich dann verloren.

Turner atmete auf. Mit dem Handrücken wischte er sich über die schweißnasse Stirn. Dann betrat er das kleine Bad, beugte sich über das Waschbecken und goß Wasser in sein Gesicht.

Es erfrischte ihn ein wenig.

Tief atmete er durch. Er mußte erst einmal einen klaren Gedanken fassen und rief sich den Artikel wieder ins Gedächtnis zurück. Da hatte nichts gestanden, was auf einen Mörder hinwies. Die Polizei schien noch keine Spur zu haben.

Sollte ihm etwa das Glück hold sein?

Mit einem flauschigen Handtuch trocknete er sich das Gesicht ab und verließ das Bad.

Mitten auf dem Tisch im Wohnraum stand die Kassette. Er hatte sie zugeklappt, aber das Sigill des Teufels schien ihn dauernd anzustarren.

Neben dem Tisch blieb Cecil Turner stehen.

Da hörte er wieder die Stimme, »Öffne den Deckel, Cecil!«

Er gehorchte.

Turner erschrak, als er die Augen des Schädels sah. Sie strahlten in einem intensiven Rot. So stark hatte er es noch nie gesehen. Das war direkt schaurig, und er schüttelte sich.

»Laß den Deckel offen, Cecil!«

Er tat, was man ihm anwies.

»Aber ich bin ein Mörder«, flüsterte er.

»Nein, du bist es nicht. Du mußt das anders sehen. Er war unser Feind. Er hätte dich erbarmungslos ausgeliefert. Du wärst der Polizei in die Hände gefallen. Aber sie wird den Mord nie aufklären. Dafür sorge ich. Du kannst beruhigt in die Zukunft schauen.«

»Wirklich?«

Ein leises Lachen. »Wenn ich es dir sage, ja.«
Cecil Turner atmete auf. Doch Asmodina war noch nicht fertig.
Sie hatte weiterhin etwas zu sagen.
»Ich möchte dir raten, den Fernsehapparat einzustellen. Dort läuft eine Sendung, die dich sicherlich interessieren wird. Du wirst einen zweiten Verbündeten finden. Lionel Barry.«
»Den Star?«
»Ja. Auch er steht auf meiner Seite. Und wenn die Sendung beendet ist, wirst du Barry einen Besuch abstatten, aber vergiß nicht, den Schädel mitzunehmen.«
»Nein, nein.«
»Bald sehen wir uns wieder. Immer daran denken.«
Die Stimme verstummte, und Cecil Turner atmete tief durch. Ein Großteil seiner Angst und der Gewissensbisse waren ihm genommen worden. Die Bullen würden ihn nicht finden. Niemals. Dafür sorgte schon seine unheimliche, aber so faszinierende Beschützerin.
Sie hatte die Macht über ihn, und er ging zum Fernsehapparat und schaltete ihn ein.
Die Sendung lief bereits.
Er sah Lionel Barry, einen Star, den er insgeheim immer bewundert hatte. Wie locker er dort saß, als würde ihm die ganze Welt gehören. Und mit dem sollte er, Cecil Turner, Kontakt aufnehmen?
Cecil atmete tief durch.
Dann wurden seine Augen groß, denn er hatte die Kassette auf Barrys Knien entdeckt.
Das war die gleiche, wie er sie hatte!
Plötzlich spürte Cecil wieder die Hektik in seinem Innern. Aber diesmal war es eine andere, nicht aus der Angst geboren, sondern eine regelrechte Erwartung. Er wußte, daß er nun einen Verbündeten besaß, er stand nicht mehr allein auf der Welt…
Cecil lachte auf.
Lionel Barry scheute sich tatsächlich nicht, auch die Kassette in der Öffentlichkeit zu zeigen, und er hob sogar den Deckel an.
Da lag der Totenkopf.
Cecil Turners Augen leuchteten. Es war der gleiche Kopf, wie er ihn auch hatte. Sie unterschieden sich überhaupt nicht. Und Barry war mit seiner Demonstration noch nicht am Ende. Er redete weiter. Er erzählte von Asmodina, seiner Herrin. Sie war seine Geliebte, seine Angebetete…
Seltsamerweise empfand Cecil nicht einmal Eifersucht. Er wußte, daß solch eine Person nicht einem allein gehören konnte. Nein, das nicht. Diese Frau, die betete man an, die…
Seine Gedanken stockten. Aus den Augenwinkeln hatte er eine huschende Bewegung wahrgenommen.

Hastig drehte er sich um.

Da sah er seinen Schädel. Er befand sich nicht mehr in der Kassette, sondern schwebte in der Luft.

Etwa eine Armlänge über der Kassette schien er an einem unsichtbaren Band zu hängen, und er bewegte sich jetzt, als Cecil auf ihn starrte, weiter.

Der Schädel hatte ein Ziel.

Den Fernsehapparat!

Wie von nicht zu erkennenden Händen geleitet, glitt er darauf zu und steuerte genau ein Ziel an.

Den Schädel, den Lionel Barry in beiden Händen hielt!

Fasziniert beobachtete Cecil Turner den weiteren Weg des Totenkopfs. Es schien ihm, als wollten sich die beiden Schädel verbrüdern. Nur eine Handbreit vor der Mattscheibe kam Cecils Schädel zur Ruhe.

Er blieb für einen Augenblick in der Luft stehen. Er schien durch die Mattscheibe Kontakt mit dem anderen Schädel aufnehmen zu wollen. Und es gelang, denn als Cecil genauer hinschaute, da sah er, daß die Augen des von ihm gefundenen Schädels noch intensiver glühten.

Eine Sekunde später fiel er abrupt zu Boden, als hätte jemand das unsichtbare Band durchgeschnitten.

Cecil Turner erwachte wie aus einem Tiefschlaf. Er wischte über seine Augen. So etwas hatte er noch nie erlebt. Dann erschrak er.

Hoffentlich war dem Totenkopf nichts passiert. Turner stand hastig auf und hob den Schädel hoch.

Er war noch heil, da er nicht auf den Boden, sondern auf den Teppich gefallen war.

Vorsichtig nahm Turner ihn in beide Hände. Der kahle Kopf hatte sich verändert. Cecil fühlte die Wärme, die von ihm ausging.

So hatte er sie noch nie gespürt.

Seltsam…

Als wäre der Kopf elektrisch aufgeladen worden. Behutsam legte er ihn in die Kassette, griff zur Zigarettenschachtel und zündete sich ein Stäbchen an. Tief inhalierte er den Rauch und ließ ihn durch die Nasenlöcher wieder ausströmen.

Er dachte über seine nächsten Schritte nach. Und er merkte dabei, daß das taube Gefühl aus seinem Hirn verschwunden war. Neue Kraft durchströmte ihn. Eine Kraft, wie er sie nie erlebt und gekannt hatte. Er sah die Welt mit anderen Augen.

Mit den Augen des Bösen…

Und er nahm sich fest vor, jeden Gegner, der sich ihm oder Asmodina in den Weg stellte, auszuhalten.

Ohne Gnade…

Er verließ den Wohnraum und nahm in der schmalen, düsteren Diele

den Mantel vom Haken. Dann ging er noch einmal zurück und holte die Kassette.

Sie durfte er auf keinen Fall vergessen, denn sie war das wertvollste Stück, das er besaß.

Er verließ die Wohnung und schloß sorgfältig die Tür ab.

Sein Wagen stand vor dem Haus. Draußen roch es nach Schnee.

Als er hoch zu einer Laterne schaute, sah er bereits die ersten weißen Flocken niederfallen.

Die Straßen waren feucht. Zwei Wagen rauschten vorbei. Ihre Reifen schmatzten über den Asphalt.

Cecil Turner stieg in seinen R 4. Zweimal orgelte der Anlasser durch, dann sprang der Wagen an. Turner rangierte ihn aus der Parklücke und bog an der nächsten Kreuzung rechts ab. Er wußte genau, wohin er zu fahren hatte…

***

Auch wir kannten unser Ziel. Bill hatte mir die Anschrift des Mannes genannt, dem Suko und ich einen Besuch abstatten wollten.

Er lebte nordöstlich von London, zwar noch im Dunstkreis der Großstadt, aber schon auf dem Land. Dort hatten sich die Reichen ihre Häuser und Villen gebaut. Manche waren auch ererbt. Alte Gebäude, aber von innen mit jeglichem Komfort ausgerüstet.

Das Haus war schwer zu finden, weil es so abseits lag. Als wir schließlich die schmale Stichstraße gefunden hatten, atmeten wir auf. Nicht nur die Dunkelheit hatte uns zu schaffen gemacht, sondern der Schneefall.

Urplötzlich hatte es angefangen zu schneien. Dicke, weiße Flocken, die auf der Straße zwar schmolzen, aber die Landschaft mit einer hell schimmernden Puderschicht überdeckten.

Irgendwo rechts von uns blinkten Lichter. Dort lag das Gut eines bekannten Grafen, der auch eng mit der königlichen Familie verbunden war. Da wurde sicherlich ein Fest gefeiert.

Daß Lionel Barry hier wohnte, bewies, wie reich er war. Denn hier achteten die alt eingesessenen Adelsschichten sehr wohl darauf, daß ihnen kein Fremder zu nahe kam. Barry hatte es geschafft.

Seine Beziehungen mußten ebenso glänzend sein wie sein Vermögen.

Wir fuhren über eine schmale Straße, die von altem Baumbestand flankiert wurde. Pappeln, wenn ich mich recht erinnere. Auch sie hatten ihre Blätter zum großen Teil verloren, aber es hingen auch noch zahlreiche an den schmalen Zweigen.

Der Winter hatte die Natur überrascht und war den Herbst kurzerhand umgangen.

Meine Gedanken waren ein wenig abgeschweift. Jetzt atmete ich tief durch und konzentrierte mich wieder.

Wie so oft saß Suko neben mir und schaute mit auf die Straße.

Die inzwischen neu eingestellten Scheinwerfer leuchteten die schmale Straße fast völlig aus, und sie rissen auch eine Kreuzung aus der Dunkelheit.

Ich senkte das Tempo.

»Links oder rechts«, murmelte ich.

»Da steht ein Schild.« Suko wies nach vorn.

Es war vom Wagen aus schwer zu lesen, und Suko stieg aus. Ich fuhr den Bentley links an den Straßenrand, weil ich hinter mir zwei Scheinwerfer gesehen hatte.

Ein Wagen kam.

Suko stand im Lichtkreis der Bentley-Lampen und nickte zufrieden.

Er machte kehrt und wollte einsteigen.

Inzwischen war der andere Wagen schon verdammt nahe gekommen. Und er fuhr mit einer ziemlich hohen Geschwindigkeit.

Suko mußte ihn erst vorbeilassen.

Verdammt, war der Kerl denn wahnsinnig, so zu rasen?

In meinem Innenspiegel explodierte das Licht seiner Scheinwerfer zu einer gleißenden Kaskade. Es füllte die gesamte Fläche bis zum Rand hin aus.

Ich sah gar nichts mehr. Dafür hörte ich das Fahrzeug. Der Motor lief überdreht, die Reifen schmatzten auf dem nassen Asphalt, und ich warf Suko einen raschen Blick zu.

Der flog plötzlich zurück. Warf sich praktisch in den Straßengraben. Das war sein Glück.

Der heranrasende Wagen hätte ihn sonst auf die Hörner genommen und durch die Luft geschleudert. So fegte das Fahrzeug nur dicht an seinen Schuhspitzen vorbei, schleuderte, wurde wieder herumgerissen und bog in den linken Weg ein. Es war der, der genau zum Wohnhaus des Filmstars führte.

Die Rücklichter verglühten.

Suko kletterte aus dem Graben. Er fluchte, denn auf dem nassen Untergrund war er ausgerutscht. Notdürftig reinigte er sich seine Kleidung.

»Dieser Vollidiot!« schimpfte er, als er wieder in den Bentley stieg. »Ich schätze, der stand unter Stoff.«

»Oder unter schwarzer Magie.«

»Wieso?«

»Er hat den Weg genommen, der zu Barrys Haus führt«, klärte ich Suko auf.

»Dann treffen wir ihn dort ja wieder.«

Ich startete.

Wesentlich langsamer als der verhinderte Rennfahrer fuhr ich den Weg hoch. Es war eine Privatstraße, doch darum kümmerte ich mich

nicht. Sie durchlief ein parkähnliches Gelände, das durch hohe Hecken geschützt wurde. Sie hatten bereits eine weiße Haube.

Am Haus brannte eine einsame Leuchte. Ihr Licht fiel kaum auf die große Treppe.

Fünf Wagen zählten wir vor dem Haus. Ein kleiner Renault stand quer. Ich mogelte mich mit dem Bentley daran vorbei, umfuhr ein kleines Rondell und parkte dann mit der Kühlerschnauze zum Ausgang hin.

Wir stiegen aus.

»Sehen wir uns die Gesellschaft mal an«, sagte Suko. »Wahrscheinlich sind die nicht erbaut, wenn wir ihre Feier stören.«

»Das ist möglich. Fragt sich nur, welch eine Party die da veranstalten.«

Von der Seite her schritten wir auf die Treppe zu. Ein wuchtiges Steingeländer begrenzte sie zu beiden Seiten.

Ich war als erster an der Tür, entdeckte nicht nur einen eisernen Klopfer, sondern auch eine Schelle.

Darauf legte ich meinen Daumen.

***

»Du bist der letzte!«

Mit diesen Worten wurde Cecil Turner empfangen.

Er nickte. »Darf ich eintreten?«

Barry lachte. »Und wie, mein Freund. Wir haben dich erwartet. Du bringst den fünften Schädel.« Er deutete auf die Kassette in Cecils Hand.

»Ja, das ist er!«

Turner war überglücklich, daß ihn ein Mann wie Lionel Barry duzte. Aber sie gehörten jetzt zusammen, waren ein Kreis, eine verschworene Gemeinschaft.

Im Hintergrund sah Cecil einen Mann stehen, der wohl nicht zu ihnen paßte. Der Kerl trat zwei Schritte vor und geriet in den Lichtkreis einer Lampe.

Cecil erschrak. Das war ein richtiger Hüne mit gewaltigen Muskelpaketen und ausgebeulten Schultern, unter denen er sicherlich seine Waffen trug.

Barry bemerkte den Blick des neu Angekommenen und lachte.

»Das ist Link, mein Leibwächter. Er wird dafür sorgen, daß wir ungestört bleiben.«

»Gut!« flüsterte Cecil.

»Darf ich dich jetzt zu den anderen bringen?«

»Natürlich, sie warten doch schon.«

»Das stimmt, denn ohne deinen Schädel ist der Kreis nicht geschlossen, und Asmodina kann nicht erscheinen. Sie soll und wird

von uns ihre Kette bekommen.«
»Weißt du, welch eine Bewandtnis es damit hat?« erkundigte sich Turner, als sie durch die große Halle schritten.
»Nein, noch nicht.«
»Sie wird es uns doch erklären?«
»Das hoffe ich.«
Sie schritten durch einen Rundbogendurchlaß und erreichten eine viereckige Diele, die mit antiken Möbeln dekoriert war. Mehrere Türen zweigten ab.
Eine führte in den Keller.
Und die öffnete Barry.
»Ich habe es extra dort gemacht«, erklärte er. »Da sind wir völlig ungestört.«
»Das finde ich gut.«
Die beiden Männer stiegen die Steintreppe hinab, erreichten einen düsteren Gang, von dem weitere, schmale Gänge in die verschiedensten Gewölbe abzweigten und schritten auf ein Licht am Ende des Hauptgangs zu.
Sie gelangten in den größten Kellerraum.
Dort warteten die anderen drei.
Zwei Männer und eine Frau.
Cecil Turner blieb stehen und nahm den ersten Eindruck in sich auf. Barry hatte für die richtige Stimmung gesorgt. Die Lampen waren mit dunklen Tüchern verhängt worden, die einen großen Teil des Lichts filterten. Auf dem Kellerboden lag ein pechschwarzer Teppich, auf den sich das Licht von vier Strahlern konzentrierte.
Da es sehr hell war, stachen die gelbweißen Schädel deutlich von der Unterlage ab.
Die Menschen, die diese Schädel gefunden hatten, standen jeweils hinter ihnen und hüteten sie wie einen kostbaren Schatz. Alle Blicke richteten sich auf den Neuankömmling.
»Das ist Cecil Turner«, sagte Barry. »Er bringt den letzten Schädel, auf daß sich der Kreis schließt.«
Die Augen der drei Mitglieder begannen zu leuchten. Endlich war es soweit. Endlich konnten sie die Kette für die Teufelstochter herstellen.
Cecil Turner schaute sie genau an.
Links von ihm stand ein kleiner glatzköpfiger Bursche mit einem viel zu dicken Bauch. Er trug einen rostfarbenen Anzug und starrte Cecil aus großen Eulenaugen an.
Daneben hielt sich der andere Mann auf. Ein Durchschnittstyp.
Blondes Haar, leichte wellig, ziemlich schmale Augen. Der Mantel schien ihm zu groß zu sein. Er schlotterte um seinen Körper.
Turner gegenüber stand die Frau.
Ein tolles Girl. Schwarzhaarig mit einem leicht rötlichen Schimmer.

Die Haarflut wurde von einem hellen Band gehalten, und die zweite Hälfte wehte bis auf die Schultern.

Sie trug Sommerkleidung. Eine rotviolette Bluse aus dünnem Stoff, die knapp oberhalb der Brust endete und von zwei schmalen Trägern an der Schulter gehalten wurde. Der Rock zeigte eine blaugrüne Farbe. An den Füßen trug sie Sandalen.

Cecil Turner nickte grüßend. Er war etwas verlegen, und das merkte anscheinend auch Barry.

Er stellte die anderen Cecil vor.

Der Typ mit der Glatze hieß Robert Field, der im Mantel Greg Goretti und die Frau hörte auf den Namen Ginny Clark.

»So, jetzt bist du bekannt«, lächelte Barry. »Nimm den Schädel und stelle ihn vor dich auf den Boden.«

Cecil nickte. Er öffnete die Kassette und nahm den Totenkopf vorsichtig heraus.

Vier Augenpaare beobachteten ihn. Barry ging hinter Turner vorbei und baute sich zwischen Ginny Clark und ihm auf.

Seinen Schädel hielt er unter der Jacke versteckt. Jetzt holte er den blanken Kopf hervor und legte ihn zu Boden.

Cecil Turner richtete sich auf.

Der Kreis war geschlossen.

Oder fast geschlossen.

Gleich konnte die Beschwörung starten. Asmodina sollte merken, wo sich ihre Diener befanden, und sie sollte sich ihren Vasallen auch zeigen.

Aber noch war es nicht soweit.

Es fehlte etwas.

Und das besaß Lionel Barry. Er entschuldigte sich für einen Moment und verließ den Keller.

Als er zurückkehrte, trug er eine kleine Holztruhe in beiden Armen. Er setzte sie vorsichtig auf den Boden und öffnete den Deckel.

Alle konnten hineinschauen und sahen die bleich schimmernden Gebeine. Normalerweise wäre jeder zurückgezuckt, doch die Schwarze Magie hatte bereits alle in ihren Bann geschlagen, so daß sie nur noch starren und staunen konnten.

Lionel Barry lachte triumphierend, als er sich bückte. »Asmodina hat mich seit langer Zeit damit beauftragt, die Knochen zu beschaffen. Es sind die Skelette von Mördern und Triebtätern, die ich in dunkler Nacht aus den Gräbern geholt habe. Jetzt endlich können sie ihrem wahren Zweck zugeführt werden.« Er nahm den ersten Knochen heraus und legte ihn zwischen zwei Schädel. Noch berührten die Enden die Köpfe nicht, aber das geschah, als er einen zweiten Knochen an den ersten legte. Jetzt war die Verbindungslinie entstanden.

Auch die anderen beteiligten sich an der Arbeit. Sie verbanden die einzelnen Schädel durch die Knochen, so daß sich ein Kreis gebildet hatte.

Er war wichtig.

»Laßt uns einander berühren!« rief Barry. »Unsere Hände sollen sich finden, damit wir eins werden mit ihr, der Höllentochter aus dem Jenseits.«

Die Mitglieder dieser gefährlichen Gruppe streckten die Arme aus, und ihre Fingerspitzen berührten sich.

Jeder spürte es – jeder merkte es.

Wie ein Stromstoß zuckte es durch ihre Körper.

Barry, der Meister, und der Vertraute Asmodinas, begann mit einem kehligen Singsang. Er rief die Höllentochter an. Die meisten Worte waren nicht zu verstehen, wohl aber Asmodina.

Kehlig wurde der Name ausgesprochen. Und immer wieder Asmodina.

Die anderen spürten, daß sich etwas tat. Das Klima veränderte sich. Es wurde nicht kälter oder heißer, sondern etwas anderes trat ein. Die Luft verdichtete sich.

Sie war schwerer zu atmen…

Die fünf Menschen keuchten. Es fiel ihnen schwer, sich auf den Beinen zu halten, denn jeder von ihnen fühlte das gleiche. Den ungeheuren Druck auf dem Kopf, der langsam zu einem ziehenden Schmerz wurde.

Gleichzeitig reagierten auch die Schädel.

Ihre Augen begannen noch stärker zu glühen. Sie strahlten wie rote Sterne, und sie strahlten ab.

Aus den fünf Augenpaaren zuckten Blitze auf die Mitte des Kreises zu, wo sie sich vereinigten und zu einer grellroten Flammensäule hochstiegen.

Einer Säule, die die Formen einer Frau annahm.

»Asmodina!« brüllte Barry. »Erscheine, Asmodina! Erscheine!«

***

Wir hörten eine Glocke im Haus. Es war ein feiner Klang, hoffentlich wurde er auch vernommen.

Ich schaute meinen Partner an. Er hatte eine Art Kampfhaltung eingenommen, war bereit, sich sofort zur Wehr zu setzen, falls er angegriffen wurde.

Die Tür ging auf.

Vor uns stand ein riesiger Kerl. Als ich ihn ansah, da wußte ich, daß es Ärger geben würde. Den konnte ich auch nicht mit meinem Sonderausweis in Schach halten.

»Was wollen Sie?« blaffte er.

»Zu Mr. Barry«, sagte ich.
»Der ist nicht zu sprechen.«
»Für uns schon«, gab ich zurück. »Scotland Yard.«
Er zuckte zusammen. Vielleicht hatte er Dreck am Stecken. Dann lächelte er durch den Spalt und zog die Tür ein winziges Stück weiter auf. Ich empfand dies als Hoffnungsschimmer, wollte schon vorgehen, als er zu einem gemeinen Trick griff.
Er rammte die Tür wieder zu.
Ich war darauf nicht gefaßt gewesen. Suko aber. Hätte er nicht so schnell reagiert, wäre mir das schwere Türblatt genau ins Gesicht geknallt.
So flog Sukos Hand vor und hielt die Tür auf. Wuchtig donnerte sie dagegen.
Damit hatte wiederum der Hüne nicht gerechnet. Er konnte die Tür nicht mehr halten und bekam sie voll mit. Wir hörten den dumpfen Aufschlag.
Ein wütender Ruf schallte uns entgegen. Durch den Spalt sahen wir den Kerl zurücktaumeln. Beide Hände hatte er hochgerissen, und seine Flüche hätten einem Seemann zur Ehre gereicht.
Suko war vor mir in dem Haus.
Da hatte sich der Bulle auch schon gefangen. Er stürmte auf den Chinesen zu.
Suko empfing ihn richtig. Beide Handkanten sichelten durch die Luft und schlugen zu. Sie kamen blitzschnell und trafen den Bullen genau an den richtigen Stellen.
Er wurde rot und zugleich blau im Gesicht, doch er hielt sich auf den Beinen, was wiederum ein kleines Wunder war. Nur in den Knien knickte er ein, holte tief Luft und schüttelte den Schädel.
Der Chinese wollte noch einmal zuschlagen, doch ich hielt ihn zurück. »Laß es, Suko«, sagte ich und schloß gleichzeitig die Tür.
»Okay.«
Ich ging an meinem Partner vorbei und schaute den Leibwächter an.
»Du weißt jetzt, wie der Hase läuft, Kamerad«, sagte ich. »Noch eine Dummheit, und es ergeht dir dreckig.«
»Scheiß Bulle!« zischte er.
Ich winkte ab. »Damit machst du dir keine Freunde, Sonny. Wo steckt dein Boß?«
Er schaute mich an. Die Haare, sonst glatt nach hinten gekämmt, waren ihm in die Stirn gefallen. Sie hingen wirr über seine Augen.
Er pustete die Strähnen weg. »Such sie doch.«
»Es sind mehrere?«
»Ja.«
»Wir werden sie auch suchen und sicherlich finden, aber es wäre besser für dich, wenn du uns das sagst. Kapiert?«

»Klar.«

Und da drehte er durch. Er warf sich plötzlich nach rechts, rollte sich geschickt über die Schulter hinweg ab und griff gleichzeitig mit beiden Händen unter seine Achselhöhlen.

Ein Zweihandschütze, wie im Wilden Westen.

Und er zog auch so schnell wie ein Revolverheld.

Ich war noch schneller.

Suko hatte mir beigebracht, auch mit den Füßen zu kämpfen, deshalb sprang ich ihn an. Beide Fußspitzen trafen. Die Waffen wurden ihm aus den Händen geschleudert und landeten irgendwo.

Ich bückte mich blitzschnell und hievte ihn hoch. Dann kam meine Linke. Sie schüttelte den Hünen erst durch und schickte ihn dann auf die Bretter.

Normalerweise hätte er den Schlag weggesteckt, aber er hatte die beiden Handkantenhiebe noch nicht verdaut. Er blieb bewußtlos auf dem Rücken liegen und rührte sich nicht mehr.

Ich rieb mir die Knöchel. »Komm, laß uns die anderen suchen.«

»Oben – unten?«

Ich kannte mich da aus. Finstere Beschwörungen wurden meist dort abgehalten, wo so leicht kein Mensch hinkam.

Das waren eben die Keller.

Ich hoffte und rechnete damit, daß es auch hier der Fall sein würde. Wir suchten die Kellertür, fanden sie sehr schnell und öffneten sie behutsam.

Die Stimmen vernahmen wir schon oben am Beginn der Treppe.

Leider konnten wir nicht verstehen, was gesagt wurde, aber das war nicht tragisch. Hauptsache, wir trafen nicht wieder auf solch einen Klotz wie diesen Leibwächter.

Ich nickte Suko zu.

Auf Zehenspitzen stiegen wir die Stufen hinab. Dabei achteten wir darauf, so gut wie kein Geräusch zu verursachen, und das gelang uns auch.

Jemand sprach.

Und er redete in einer Tonart und einem Dialekt, den ich mal gehört hatte, aber nicht verstand.

Nur kehlige Wortfetzen drangen an unsere Ohren. Das konnte eine alte Druidensprache sein, wer weiß…

Wir erreichten das Ende der Treppe.

Suko hielt die Beretta schußbereit, und ich hatte ebenfalls meine Waffe gezogen.

Zudem besaß ich mein Kreuz. Sollte dort Asmodina beschworen worden sein, würde ich ihr das Kreuz entgegenschleudern. Mal sehen, wie sie es überstand. Bisher hatte ich leider noch nicht die Gelegenheit dazu gehabt.

Ich vernahm mehrmals den Namen Asmodina. Vor uns schien es verdammt heiß herzugehen.

Die Kühlung wollten wir den Brüdern schon verschaffen. Das Licht wies uns den Weg. Es strahlte zwar nicht, aber wir konnten genug erkennen, um nicht irgendwo dagegen zu stoßen.

Der Gang machte einen Knick. Die Mauern waren grau gestrichen. Ein Spinnennetz fuhr durch mein Gesicht. Ich pustete es weg.

Wir standen jetzt dicht vor unserem Ziel. Nur eine kleine Treppe trennte uns noch.

Ich schaute Suko an.

Der nickte.

Ich erkannte die Stimme des Filmstars. Er rief die Teufelstochter an. »Asmodina!« schrie er. »Erscheine, Asmodina! Erscheine!«

Die Teufelstochter erschien noch nicht.

Statt dessen kamen wir!

***

Das schwarzhaarige Girl sah uns zuerst. Es löste den Kreis und stieß einen spitzen Schrei aus.

Auch die anderen hörten den Ruf. Und sie wußten, daß etwas Schlimmes geschehen war, was mit dem Auftauchen der Teufelstochter nichts zu tun hatte.

In den Sekundenbruchteilen, die mir blieben, nahm ich den gesamten Eindruck in mich auf.

Ich sah die fünf Totenköpfe auf dem Boden, sah die Knochen, die die einzelnen Schädel miteinander verbanden, und ich sah die Strahlen, die aus den Augen der Schädel schossen, sich in der Mitte des Kreises vereinigten und zu einer schimmernden Säule wurden, die bereits eine mir bekannte Gestalt angenommen hatte.

Asmodina!

Noch war sie durchscheinend und nicht materialisiert. Ich hoffte, aber daß dies geschehen würde.

Und dann machte ich einen großen Fehler. Bevor die anderen sich von der Überraschung erholt hatten, schleuderte ich das Kreuz mitten in den Kreis hinein. Ich wollte Asmodina packen, sie vernichten, aber da gab es nichts mehr.

Der Scheinen löste sich auf. Die roten Blitze und Strahlen verschwanden. Sie zuckten zurück in die leeren Totenschädel, und im nächsten Augenblick griffen uns die fünf Diener der Teufelstochter an.

»Auf sie!« feuerte Lionel Barry seine Gesinnungsfreunde an.

Okay, wir hatten die Waffen gezogen, aber wir wagten nicht, sie zu benutzen. Nicht bei diesen Menschen, die nur irregeleitet waren.

Aber sie gehorchten.

Kaum hatte Barry den Befehl geschrien, da hechtete der erste bereits

auf mich zu. Es war ein glatzköpfiger Kerl mit verzerrtem Gesicht und weit offenstehendem Mund, aus dem der Speichel rann. Beide Fäuste wollte er mir ins Gesicht schlagen. Er war zu langsam. Mit einer lässig anmutenden Bewegung wischte ich die Hände zur Seite und schleuderte den Knaben in die Ecke.

Er quiekte wie eine Ratte.

Ich suchte Barry.

Der war um den Kreis herumgelaufen und schrie noch immer den Namen der Teufelstochter, wobei er unablässig in den Kreis starrte, als könnte er nicht begreifen, daß alles aus war.

Er hatte das Kreuz gesehen, dieses geweihte Kruzifix, das eine Rückkehr der Teufelstochter in diesem Augenblick unmöglich machte. Von meinem Kreuz ging ein geheimnisvolles Leuchten aus, das sich wie ein Schleier nach allen Seiten ausbreitete.

Suko hatte den Aufgang zur Treppe verteidigt. Die Leute, die ihn angriffen, rannten gegen eine Mauer. Der Chinese schleuderte sie zurück.

Nur das Mädchen hielt sich im Hintergrund. Es schaute mich an, und in seinen dunklen Augen sah ich einen lauernden, aber auch fragenden Ausdruck. Ich beschloß, mich nachher noch mit der Kleinen zu beschäftigen.

Nie hätte ich gedacht, daß dieser Einsatz so leicht und lässig über die Bühne laufen würde. Diesen Stützpunkt konnte sich Asmodina schon mal abschminken.

Ich schaute Barry an. »Das war's dann wohl«, sagte ich. »Die Polizei wird sich bestimmt für Ihre Aktivitäten interessieren.«

»Nein, keine Polizei!«

Nicht Barry gab die Antwort, sondern ein dunkelhaariger Mann mit bleichem Gesicht. Seine Augen fieberten. »Ich will keine Polizei!« hechelte er. »Nein…«

»Und warum nicht?« fragte ich. »Haben Sie irgend etwas zu verbergen, Mister?«

»Nein, eigentlich – also ich…«

»Halt dein Maul!« zischte Barry.

»Sie mischen sich da nicht ein!« fuhr ich den Film- und Fernsehstar an.

Er schwieg. Aber seine Augen sprachen Bände. Ich las darin den blanken Haß.

»Wie heißen Sie eigentlich?« wandte ich mich an den Sprecher.

»Cecil Turner.«

»Okay, Mr. Turner, ich kann verstehen, daß Sie nicht reden wollen. Das brauchen Sie auch hier unten im Keller nicht. Wir werden sowieso eine gemeinsame Fahrt nach London unternehmen.« Nach diesen Worten wandte ich mich an Barry. »Falls Sie mit Ihrem Leibwächter

rechnen, der liegt oben in der Diele und ruht sich aus. Er ist aus Versehen gegen meine Faust gelaufen.«

»Das wird Ihnen noch leidtun«, knirschte Barry.

»Mal sehen. Ach so, ja, damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben. Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor beim Scotland Yard. Und dieser Herr aus China heißt Suko. Das dürfte reichen. Ich bitte dann um den Abmarsch.«

Irgendwie hatte ich gute Laune. Vielleicht weil alles so rasch geklappt hatte. Auf jeden Fall war ich zufrieden. Endlich mal eine Sache, die ohne große Mühe oder Rieseneinsatz verlief.

Ich hatte mich in den letzten Minuten sehr auf die Menschen konzentriert und dabei weniger auf die Totenschädel und die Gebeinknochen geachtet. Als ich jetzt wieder einen Blick zu Boden warf, erschrak ich doch.

Die Schädel lösten sich auf.

Und mit ihnen die Gebeine.

Ich stutzte, doch auch die anderen sahen es.

Lionel Barry begann gellend zu lachen. »Asmodina gibt uns ein Zeichen!« schrie er und fuhr wild zu mir herum. »Sie wird uns nicht im Stich lassen, Freunde, schöpft Mut, die Vorzeichen haben sich verändert.«

Das schien mir auch so, und es paßte mir überhaupt nicht in den Kram. Verdammt auch.

Wir mußten so rasch wie möglich diesen Keller verlassen. Hier braute sich etwas zusammen. Ich spürte es. Mit jeder Faser meines Körpers merkte ich, daß Asmodina den Raum nicht verlassen, sondern sich nur zurückgezogen hatte.

Noch lauerte sie.

Ich schaute auf mein Kreuz. Die helle Aura hatte sich weiter ausgebreitet. Sie drängte immer mehr dem Innenrand des Kreises zu und damit dem Gefahrenherd. Das Kruzifix merkte, daß noch nicht alles in Butter war.

Ich gab Suko einen Wink. »Wir müssen aus dem Keller!«

Der Chinese zog seine Beretta. Auch ich tat es. Es war zwar nicht unbedingt nötig, aber ich wollte meinen Anordnungen den nötigen Nachdruck verleihen.

Die Zeit drängte.

Die Menschen gehorchten auch. Sie drängten sich an der Treppe zusammen, wobei Lionel Barry als letzter ging. Bevor er die unterste Stufe berührte, drehte er sich noch einmal um.

»Das letzte Wort ist nicht gesprochen, Sinclair!« sagte er. »Noch hast du Asmodina nicht besiegt.«

Das wußte ich selbst.

Ich machte wieder einen Fehler, indem ich dem Kreis den Rücken

zuwandte. Deshalb sah ich nicht, daß sich die Totenschädel wieder materialisierten und sich langsam vom Boden erhoben.

Aber nicht nur sie, auch die bleich schimmernden Gebeine wurden mit hochgetragen. Sie und die Schädel bildeten eine makabre schwebende Kette.

Und die hatte ein Ziel.

Mich!

Lionel Barry war bereits drei Stufen hochgegangen. Er drehte sich noch einmal um. Dabei grinste er.

Und dieses Grinsen machte mich mißtrauisch. Es war gemein, triumphierend, wissend…

Ich wirbelte herum.

Da sah ich die Knochenkette!

Sie schwebte bereits in Brusthöhe über dem Boden, ruckte jetzt hoch und bewegte sich in meine Richtung, um mich, wie der Blütenkranz einer Hawaii-Insulanerin, zu umschlingen.

Gleichzeitig bekam ich einen harten Stoß in den Rücken. Es war kein Schlag mit der Hand, sondern ein Tritt.

Er katapultierte mich nach vorn.

Instinktiv zog ich den Kopf ein. Das war mein Glück, so fiel mir die Kette nicht über den Kopf, sondern berührte nur die Schulter.

Im selben Augenblick war ich wie gelähmt. Plötzlich hatte ich das Gefühl, in ein Folterwerkzeug eingedreht zu werden. Mein Körper spannte sich, ich zitterte und fiel nach vorn, wobei es mir nicht einmal gelang, die Hände auszustrecken und mich abzustützen.

Schwer krachte ich zu Boden. Den Kopf konnte ich allerdings noch drehen, so daß ich nur mit dem Kinn aufstieß und meine Zähne aufeinanderklackten.

Sie hielten.

Ich spürte die Schmerzen. Und ich hörte die Stimme.

Asmodinas Stimme.

Die Teufelstochter lachte. »Sinclair, du bist am Ende. Die Kette wird dich erwürgen. Sie ist auch für dich gemacht. Du wirst in den nächsten Sekunden sterben. Und dann ist der Chinese an der Reihe.«

Ich hob meinen Blick, verdrehte dabei die Augen und sah das Kreuz dicht vor mir liegen.

Aber ich kam nicht heran.

Ich konnte meinen Arm nicht bewegen, überhaupt keinen Körperteil. Das Kreuz lag zwar nahe bei mir, war jedoch in unerreichbare Ferne gerückt.

Hatte ich noch eine Chance?

Nein, allein kam ich da nicht raus.

Wie durch einen dicken Schleier hörte ich ein häßliches Lachen.

Dann spürte ich den Herzschlag.

Wie Gongschläge echote er durch meinen Körper und führte innerhalb des Kopfes zu dumpfen Detonationen.

Plötzlich schien auch mein Hals in Flammen zu stehen. Ich spürte noch die Berührung des Gebeins, dann wurde es biegsam und zog sich langsam zusammen.

Die Schädelkette wollte mich erwürgen!

***

Suko war mit den anderen gegangen. Und zwar schritt er die Treppe rückwärts hoch, so daß er die folgenden Mitglieder der Sekte im Auge behalten konnte.

Den Gang hatten sie bereits durchquert, und der Chinese befand sich schon auf der dritten Stufe.

Wie auch ich war er davon ausgegangen, es geschafft zu haben.

Er glaubte nicht mehr so recht an eine Gefahr, doch er wurde mißtrauisch, als er von seinem Standort aus die Gruppe überblicken konnte.

Wo steckte John Sinclair?

Er hätte ihn normalerweise sehen müssen, aber es war keine Spur von ihm zu entdecken.

John war nicht da!

Suko schwante Fürchterliches. »Stopp!« rief er.

Die vier Männer und die Frau gehorchten. Sie starrten zu Suko hoch, und der Chinese sah auch in das Gesicht Lionel Barrys, das sich zu einem Grinsen verzogen hatte.

Das machte ihn noch mißtrauischer.

Plötzlich lachte Barry laut auf. Er sah, wie sehr Suko nachdachte, und in diesem Augenblick wußte der Chinese, daß nicht alles gut verlaufen war.

Er handelte sofort.

»Weg!« schrie er und sprang mit einem Riesensatz von der Treppe.

Erschreckt machten die anderen Platz.

Nur Barry nicht. Sein Grinsen erlosch. Er ahnte, daß sich die Vorzeichen änderten, und er wollte dies auf keinen Fall zulassen.

Er warf sich dem Chinesen in den Weg. »Nein!« kreischte er.

»Verdammt noch mal, ich…«

Bei Suko kam er an den Richtigen. Die Maulschelle war nicht von schlechten Eltern. Sie schleuderte Barry durch den halben Gang zurück, wo er von einer Mauer aufgehalten wurde.

Suko hetzte an ihm vorbei.

Wenige Herzschläge später sah er das schreckliche Bild.

Ich lag am Boden, hatte den rechten Arm ausgestreckt, wurde von der Schädelkette gewürgt und versuchte verzweifelt, mit den Fingerspitzen das Kreuz zu erreichen.

Ich packte es nicht.
Der Chinese zögerte keine Sekunde. Mit einem gewaltigen Satz sprang er über mich hinweg, hob das Kreuz auf und schleuderte es der Schädelkette entgegen.
Er hatte in der Eile nicht richtig zielen können, traf keinen Schädel, sondern nur ein Zwischenstück. Es klirrte hell, als das Kreuz gegen das Gebein prallte.
Die Kette zersprang. Der bleiche Knochen wurde buchstäblich in der Mitte auseinandergerissen, als er mit der Weißen Magie in Berührung kam. Und sofort löste sich der Druck von meinem Hals.
Bevor Suko das Kreuz zum zweitenmal fassen und werfen konnte, fuhr die Kette herum und schleuderte auf Suko zu. Wie eine Schlange wollte sie sich um seinen Hals wickeln, doch der Chinese zog den Kopf ein, und die Knochenkette wirbelte über ihn hinweg.
Noch in der Drehung zog Suko die Dämonenpeitsche. Allerdings verging zuviel Zeit, bis die Riemen aus dem Griff fuhren, die Kette verschwand im düsteren Kellergang.
Suko entschied sich gegen eine Verfolgung. Er wollte sich um mich kümmern.
Mir ging es immer noch verdammt mies. Ich spürte helfende Hände unter meinen Achselhöhlen, dann hievte Suko mich hoch.
Taumelnd kam ich auf die Beine, und nur allmählich klärte sich mein Blick.
»Bist du okay, John?«
»Ich glaube.«
»Wir müssen die anderen kriegen«, drängte Suko. »Die haben einen zu großen Vorsprung. Sie dürfen nicht entwischen.«
Der Meinung war ich auch.
Ich riß mich zusammen. Hinter Suko taumelte ich auf den Ausgang des Kellers zu und erreichte auch den Gang, der auf die Treppe zuführte.
Die Stufen waren leer.
Unsere Gegner hatten ihre Chance genutzt und waren klammheimlich verschwunden.
Mit Riesenschritten durchmaß der Chinese den Gang, erreichte die Treppe und jagte die Stufen hoch.
Ich folgte etwas langsamer.
Suko stieß die Tür auf.
Er wurde bereits erwartet.
Link, der Leibwächter, der inzwischen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war, hielt sich in einer Nische versteckt und hatte seine beiden Waffen gezogen.
Er lachte irr auf.
Suko stoppte.

»Ich leg' dich um!« kreischte Link. »Diesmal entkommst du mir nicht.«

Diese Worte hörte auch ich. Mir kam zugute, daß ich mich hinter Suko befand, so konnte ich stoppen.

Kreuz und Beretta hatte ich vorhin aufgehoben. Diesmal brauchte ich das Kruzifix nicht, sondern die Pistole.

Obwohl es mir schwerfiel, ließ ich mir Zeit, schlich zwei Stufen höher und kämpfte noch immer gegen die Schwäche an.

Von der Seite her peilte ich in die viereckige Diele.

Suko hatte die Arme halb erhoben. Er deckte mich mit seinem breiten Rücken etwas ab, so daß mich der Kerl nicht sofort entdeckte.

Aber ich sah ihn.

Er sah wild aus, sein Kinn war geschwollen, und er würde schießen, das erkannte ich an seinen Augen.

Ich kam ihm zuvor.

Die Beretta in meiner Hand bäumte sich kurz auf, ein peitschender Knall jagte durch den Kellerraum, und im nächsten Augenblick brach Link zusammen.

Ich hatte so gezielt, daß er nicht tödlich getroffen wurde. Die Kugel war ihm in die Schulter gefahren. Die Aufschlagwucht hatte ihn herumgedreht, gegen die Wand geschleudert, wo er schließlich zusammensackte.

Suko hechtete hinterher. Auch angeschlagen war der Mann noch gefährlich, weil er seine beiden Kanonen noch in den Händen hielt.

Der Chinese nahm sie ihm ab.

Er schleuderte die Waffen weg und hievte den Knaben mühelos hoch. Bis in die große Diele trug er ihn. Dort setzte er den Verletzten in einen Sessel und stellte das Telefon daneben.

Link war bleich im Gesicht. Er stöhnte.

»Tu nicht so«, fuhr Suko ihn an. »Mit dem Loch in der Schulter stirbst du nicht. Und einen Arzt kannst du anrufen. Wo sind eigentlich die anderen?«

»Draußen.«

Das hatte ich auch gesehen, denn die Tür schwang im Windzug hin und her. Und ich hörte das Brummen von zwei Automotoren.

Die Gesellschaft wollte fliehen.

Sie würden nicht weit kommen, dafür wollte ich sorgen. Ich nickte Suko zu. »Los, komm!«

Wir jagten auf die Tür zu, verließen das Haus und sprangen mit Riesensätzen die Stufen der breiten Treppe hinunter.

Es waren in der Tat zwei Wagen, die sie zur Flucht genommen hatten. Ich erkannte einen schnellen Jaguar und als zweiten einen Rover. Der Jaguar wurde von Lionel Barry gesteuert. Schemenhaft sah ich sein Gesichtsoval hinter der Scheibe.

Suko flankte über das Geländer und rannte auf unseren Bentley zu. Ich war langsamer, denn noch immer fühlte ich mich nicht richtig fit. Uns kam jetzt zugute, daß der Bentley in Fahrtrichtung parkte. Noch bevor ich ihn erreicht hatte, hörte ich das Knirschen von Blech. Ich riskierte einen schnellen Blick zurück.

Im hellen Licht der Jaguar-Scheinwerfer sah ich den zerdrückten Renault. Die harte Stoßstange des schnellen Sportwagens hatte ihn zur Seite geschleudert.

Der Rover kam unbeschadet durch, denn der Jaguar hatte ihm die Lücke geschaffen.

Beide Wagen rasten um das Rondell herum. Der Kies spritzte von den gepflegten Wagen hoch und prasselte in die Büsche.

Ich startete.

Der Bentley schoß vor wie eine Rakete, denn ich war im zweiten Gang angefahren. Das tat mir in der Seele weh, doch hier ging es um Sekunden.

Hart riß ich das Lenkrad nach links, der schwere Wagen schleuderte in die Kurve und räumte ebenfalls Kies vom Boden. Ich jagte von der anderen Seite um das Rondell herum und erreichte den asphaltierten Weg, der auch zum Tor führte.

Gas!

Die beiden Wagen noch vor der Einmündung zu stoppen, war uns nicht gelungen. Vielleicht packten wir es auf gerader Strecke.

Zwar war der Jaguar schneller, aber ich hoffte, dieses Manko durch fahrerisches Können auszugleichen.

Zudem stand uns der gewaltige Polizeiapparat zur Verfügung.

Suko hatte den gleichen Gedanken. »Fahndung?« fragte er.

Ich nickte.

Mein Partner griff bereits zum Hörer des Autotelefons. Er tippte die Nummer der Fahndungszentrale.

Ich konnte mich auf Suko verlassen. Er würde alles in die Wege leiten, während ich mich auf die Verfolgung konzentrierte.

Schon sah ich die Kreuzung.

Der Jaguar nahm sie in voller Fahrt, während die Rücklichter des Rovers aufglühten.

Ich bremste noch nicht, kam dem Rover näher, dann jedoch mußte ich abstoppen, wenn es mir nicht so ergehen sollte wie Barry. Er hatte die Kurve nicht richtig in den Griff bekommen. Zudem machte das nasse Laub die Straße zu einer Rutschbahn, der Jaguar geriet aus der Spur und schoß über den Straßenrand hinaus ins Gelände.

Das war sein Ende. So dachte ich, aber ich hatte mich getäuscht und nicht mit Barrys fahrerischem Können und seiner glänzenden Reaktion gerechnet.

Er schaffte es, den Wagen wieder auf die Fahrbahn zu bringen.

Dabei überhüpfte der Jaguar den Straßengraben, fiel mit seinen vier Rädern auf den nassen Asphalt, drehte sich um 180 Grad und stand plötzlich wieder in Fahrtrichtung.

Dieses Manöver hatte nicht nur mich überrascht, sondern auch den Fahrer des Rovers.

Er bremste.

Ich wollte ihn nicht mit der Kühlerschnauze »küssen« und drückte ebenfalls das Pedal nieder.

Der Jaguar startete wieder.

Und auch der Rover.

Ich gab ebenfalls Gas.

Suko hatte die Zeit über neben mir gesessen und nur telefoniert.

Man kannte ihn in der Einsatzzentrale, es war bekannt, daß er seine Aktionen mit mir absprach.

Der Chinese hängte den Hörer ein. »Alles klar, die Fahndung läuft.«

Ich nickte. Reden wollte ich nicht, denn ich mußte mich voll auf die beiden Wagen vor uns konzentrieren.

Leider konnte ich nicht überholen. Die Straße zwar breit genug, wiederum auch zu schmal. Wäre ich an dem Rover vorbeigezogen, hätten die Reifen den Grünstreifen nahe dem Graben berührt. Und dort war es verdammt rutschig. Ich lief also bei einem Überholmanöver in Gefahr, irgendwo in der Landschaft zu landen.

Mit gerade noch erträglicher Geschwindigkeit rasten wir über die mit Pappeln flankierte Straße. Die hohen, schlanken Bäume wischten nur so vorbei.

Bald würde die Straße hinter uns liegen, dann konnten wir die Geschwindigkeit steigern.

Ich hoffte auch, daß die breiteren Straßen, die nach London hineinführten, bereits abgesperrt waren.

Eigentlich konnte überhaupt nichts schiefgehen. Es war eine Autojagd, wie man sie fast in jedem Actionfilm zu sehen bekommt.

Nur rasten wir nicht durch Scheunen oder sprangen mit den Autos über gewaltige Bodenwellen.

Der Jaguar beschleunigte. Er war der schnellere und setzte sich von dem Rover ab.

Wollte Barry seine Kumpane im Stich lassen?

Nein, er hatte etwas anderes vor.

Plötzlich sah ich etwas Glühendes aus dem Seitenfenster des Jaguar steigen. Es funkelte rötlich und erinnerte mich an eine Girlande.

Aber es war keine Girlande, sondern die Knochenkette.

Sie glitt über dem Dach des Jaguar durch die Luft und nahm sogar die Geschwindigkeit des Wagens an.

Nicht nur das.

Sie wurde schneller, überholte den Flitzer.

Und dann war sie plötzlich verschwunden.
»Verstehst du das?« fragte Suko.
Ich schüttelte den Kopf.
Angespannt bis in den letzten Nerv hockte ich hinter dem Lenkrad. Meine Lippen bildeten einen Strich, die Zähne gruben sich hart aufeinander.
Diese Knochenkette mußte etwas zu bedeuten haben. Weshalb war sie sonst aufgetaucht?
Wir sollten es bald erfahren. Auf eine sehr drastische Art und Weise, denn die Kette war zu Boden gefallen.
Und sie veränderte sich.
Obwohl ich es selbst nicht sah, suchte ich doch nach einer Erklärung. Die fünf Schädel der Kette wuchsen zusammen, sie vereinigten sich zu einem gewaltigen, riesenhaften, gelblich bleich schimmernden Totenkopf, der die gesamte Fahrbahnbreite einnahm und mitten auf der Straße hochwuchs.
»Da!« rief Suko.
Ich sah es selbst, verdammt noch mal, ich konnte nichts mehr unternehmen.
Auch nicht bremsen.
Der Schädel hatte sein gewaltiges Maul geöffnet. Zuerst raste der Jaguar hinein, einige Sekunden später folgte der Rover.
Und dann tat sich der gewaltige Schlund vor uns auf. Eine Höhle, dunkel und drohend, in der ich jedoch im Hintergrund ein rötliches Glosen erkannte.
Ich bremste trotzdem.
Voll stieg ich auf das Pedal, genau in dem Augenblick, als der Rover verschwand.
Die Fahrbahn war naß, Blätter lagen herum – kurzum eine Rutschbahn. Auch der Bentley, sowieso nicht der leichteste Wagen, wurde von seiner eigenen Geschwindigkeit und auch von seinem Gewicht voll in das Maul hineinkatapultiert.
Er krängte zwar etwas nach rechts, ansonsten zischten wir mit voller Fahrt in den Schlund hinein.
Dunkelheit…
»Dann gute Reise«, sagte ich und fingerte nach meiner Waffe…

***

Suko hatte den Alarm ausgelöst. Sämtliche nach Nordosten führenden Ausfallstraßen wurden von Polizeifahrzeugen abgeriegelt.
Der Einsatz lief blitzschnell über die Bühne. Die Beamten kannten diese plötzlichen Alarme, sie waren einiges gewöhnt, und die Organisation klappte vorzüglich.
Überall hörte man das Wimmern der Sirenen, Rotlicht zuckte

geisterhaft über das Gelände und tastete sich auch an den Häuserzeilen entlang.

Einer der ersten Einsatzwagen war mit zwei Beamten besetzt. Sie taten seit über zehn Jahren bei der Polizei Dienst, hatten gemeinsam angefangen und waren auch gemeinsam befördert worden.

Ein gutes Gespann.

Und diese beiden Polizisten hatten die Order bekommen, direkten Kurs auf die verfolgenden Wagen zu nehmen und die erste Sperre zu errichten.

Der Fahrer hieß Marty Food, sein Kollege Will Benedict.

»Die packen wir«, sagte Marty.

Will nickte gelassen. Sie fuhren solch einen Einsatz nicht zum erstenmal. Aufgeregt waren sie nur in den ersten Jahren, gewesen, das Gefühl hatte sich gelegt.

Marty kannte sich in der Gegend aus. Er wußte auch, welche Abkürzungen sie nehmen konnten. So manches Mal radierten die Reifen des Streifenwagens durch die engen Kurven.

Die Sirene jaulte, Rotlicht flackerte, und selbst um Stoppampeln kümmerten sie sich nicht.

Die Ausfallstraße.

Hier drehte Marty auf. Er war stolz darauf, mit dem Wagen noch keinen Unfall gebaut zu haben, kannte ihn wie seine eigene Frau, und er pflegte ihn auch.

Will Benedict hörte die Meldungen ab.

»Wir sind die ersten«, meinte er zu Marty gewandt. »Die anderen liegen noch hinter uns.«

»Das gibt wieder ‘nen Orden.«

Will grinste. »Mehr Geld wäre mir lieber.«

»Sei doch nicht immer so materiell eingestellt«, erwiderte sein Kollege.

Marty grinste. Dann spannte sich sein Gesicht. Vor ihm auf der Fahrbahn wollte ein Truck nicht weichen. Erst als sie dicht an den Hinterreifen waren, zog er auf die andere Seite hinüber.

»Idiot!« schimpfte Marty.

Der Fahrer hupte noch.

Leider hatten die beiden Polizisten keine Zeit, sich die Nummer zu notieren. Sie mußten weiter.

Dann kam die Ausfahrt. Rein in die schmalere Straße. Hohe Geschwindigkeit, der Wagen wollte ausbrechen, doch Marty zog ihn mit eiserner Hand auf die Fahrbahn zurück.

Etwa 500 Yards weiter wollten sie ihre Sperre errichten. Die Strecke war schnell geschafft.

Plötzlich wuchs ein gewaltiges Gebilde in die Höhe. Ein riesiger Schädel, das erkannten sie, obwohl sie von ihm nur die Rückseite

sahen.
»Mein Gott!« flüsterte Marty.
»Brems doch!« schrie Benedict.
Sein Kollege gehorchte.
Zehn Jahre war er unfallfrei gefahren. Diesen Rekord konnte er jetzt nicht mehr verbessern. Marty Food bremste zu stark, der Wagen schleuderte und landete im Straßengraben.
Aus der Traum.
Auch für die beiden Polizisten. Die Härte des Aufpralls löschte ihr Bewußtsein aus…

***

Wir rasten in ein Dimensionstor.
Das war mir vom ersten Augenblick an bewußt geworden. Asmodina hatte ihre Macht voll ausgespielt und das Dimensionstor auf der Straße entstehen lassen.
Mein Fuß stand noch immer auf dem Bremspedal, obwohl es gar nicht nötig war, denn plötzlich hatten wir beide das Gefühl zu schweben.
Der Bentley hob ab!
So etwas sah man im Comic, das war auch mein Traum bei verstopften Straßen, aber hier geschah es wirklich.
Wir flogen durchs Nirgendwo.
»Wenn gleich eine hübsche Stewardeß auftaucht, denke ich, im Flugzeug zu sitzen«, murmelte Suko.
»Die Stewardeß wird wohl Asmodina heißen.«
»Leider.«
Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Dunkelheit, absolute Finsternis. Und dann, weit vor uns, entdeckte ich einen wirbelnden blauen Sog, der inmitten des rötlichen Schimmers genau auszumachen war.
Auf ihn rasten wir zu.
»Das wird noch lustig«, murmelte ich.
Es wurde nicht lustig, sondern verdammt schlimm. Kaum hatte der Sog meinen Wagen erfaßt, als er auch schon herumgeschleudert wurde, so daß ich das Gefühl hatte, in einer Zentrifuge zu hocken.
Ein mörderischer Wirbel packte uns. Gleichzeitig fiel der Bentley auch nach vorn ab, überschlug sich, und aus dem Kreisel wurde ein wirbelndes Chaos.
Wir waren angeschnallt, hielten uns aber trotzdem fest. Ich wußte schon längst nicht mehr, wo oben oder unten war, die Orientierung hatte ich verloren.
In meinem Kopf befand sich ein gewaltiges Räderwerk.
Unheimliche Kräfte zerrten an meinem Körper, wollten ihn zerreißen, ich schrie, bäumte mich im Gurt auf und mußte doch

sitzenbleiben, ohne etwas unternehmen zu können.

Suko erging es ebenso.

Wir bewegten uns mit ungeheurer Geschwindigkeit auf den totalen Blackout zu.

Und der kam.

Blitzschnell und ohne Übergang.

Auf einmal merkte ich nichts mehr. Weder von den Drehungen, noch vom Kreisel.

Ich war einfach nicht mehr existent, so komisch sich das anhört, aber anders kann ich es nicht beschreiben.

Bis zu dem Zeitpunkt, als ich wieder erwachte. Und auch Suko neben mir schlug seine Augen auf.

Wir schauten uns an, blickten aus dem Fenster, sahen uns wieder an und hoben die Schultern.

Ratlosigkeit.

Und nichts mehr war von dem gewaltigen Schädel zu sehen.

Aber wir saßen noch im Wagen. Und der stand auf einer Felsplatte, direkt am Ende, wo es wenige Schritte weiter senkrecht in die Tiefe ging.

»Dann wollen wir mal«, sagte ich, löste den Gurt und stieg aus.

Sofort spürte ich die Wärme. Sie fiel ebenso auf wie das Licht. Es war nicht Tag und auch nicht Nacht. Es herrschte ein seltsames Zwielicht in dieser fremden Welt.

Auch Suko war ausgestiegen. Er blieb bei mir vor der Kante stehen und schaute in die Tiefe.

Unter uns befand sich ein mit Sand gefüllter Canyon. Wenigstens sah dies von hier oben so aus. Und der Sand lag nicht ruhig. Er bewegte sich, floß in eine Richtung wie ein Strom.

Minutenlang standen wir am Fleck und hingen unseren Gedanken nach, bis wir plötzlich ein jaulendes Geräusch hörten, das uns an irdischen Wind erinnerte.

Es war auch Wind.

Und wie, kann man nur sagen.

Urplötzlich wurden Suko und ich von einer Bö gepackt. Wir waren nicht darauf gefaßt. Ich sah noch, wie Suko die Arme hochriß und zu Boden geschleudert wurde, dann riß es auch mir die Beine weg.

Allerdings fiel ich nicht wie Suko nur zur Seite, sondern nach vorn. Genau auf den Abgrund zu!

Der Wind packte mich, zerrte mich hoch und schleuderte mich herum. Plötzlich hatten meine Beine keinen Halt mehr. Ich rutschte über die Kante.

In einer verzweifelten Bewegung warf ich beide Hände hoch und krallte mich an der Kante fest.

Der Sturm fauchte über mich hinweg. Er drang in den tief unter mir

liegenden Canyon ein, wirbelte dort den Sand zu langen Fontänen hoch und trieb ihn als gewaltige Schleier quer durch die enge Schlucht. Der Boden wurde abgedeckt, der Canyon leergefegt.

Und ich hing an der Kante.

Auch ich merkte den Wind. Meine Beine schaukelten, verzweifelt klammerte ich mich fest. Das scharfe Gestein riß Wunden in meine Hände, ich mußte die Zähne zusammenbeißen und versuchte, mich mit einem Klimmzug hochzuziehen.

Es war unheimlich schwer.

Nur millimeterweise kam ich voran. Ich keuchte und hustete, denn der Sand wurde wie feiner Schnee zu mir hochgewirbelt und hüllte mich als gewaltige Wolke ein.

Dann hatte ich es geschafft.

Ich lag wieder auf der Felsplatte. Der Sturm allerdings war nicht abgeflaut. Er heulte und pfiff nach wie vor, trieb Berge von Sand vor sich her und hüllte auch den Bentley ein.

Ich kam mir vor wie beim Sandsturm in einer Wüste. Noch wärmer wurde es, atmen war kaum noch möglich, aber in meiner Lage bot ich dem Sturm zum Glück so gut wie keinen Widerstand.

Plötzlich sah ich eine Hand.

Sie gehörte Suko. Mein Partner hatte einen sicheren Platz gefunden. Er war unter den Bentley getaucht und winkte mir von dort aus zu.

Wenn auch ich unter dem schweren Wagen lag, war das die halbe Miete. Ich begann zu kriechen. Es wurde eine verdammte Plackerei, denn der Wind kam von vorn und trieb mir den Staub und den warmen Sand ins Gesicht. Beides stach wie Nadeln in meine Haut. Der Sand drang in jede Ritze. Er knirschte zwischen meinen Zähnen und scheuerte unter der Kleidung auf der Haut.

Ich gab nicht auf.

Verbissen kämpfte ich mich Stück für Stück vor. Ich schaffte es, in die Nähe der Hand zu gelangen. Dann streckte ich meinen Arm aus und griff nach Sukos Fingern.

Eisern hielt der Chinese fest.

Er zog mich über den Boden. Wie ein Wurm kroch ich unter den Bentley und blieb neben Suko liegen.

Ich grinste ihm zu.

Wir hatten es gepackt.

So rasch er gekommen war, flaute der Sandsturm auch wieder ab.

Es wurde still. Wir warteten allerdings noch ab, denn die gewaltigen Staubschleier nahmen uns jegliche Sicht, und es dauerte seine Zeit, bis sie sich gesetzt hatten.

Minuten vergingen.

Wir rieten, in welch einer Dimension wir wohl gelandet waren.

»Bestimmt bei Asmodina.«

Der Meinung meines Partners schloß ich mich an. Es gab unzählige Dimensionen, und jedes Reich war anders. Man konnte sie nicht zählen oder mathematisch erfassen, man konnte nicht einmal raten. Das alles war zu unwahrscheinlich, zu unerklärlich.

Und dabei hatten wir gedacht, in Sicherheit zu sein. Von wegen, die Teufelstochter hatte uns reingelegt.

Wohin mochte sie und ihre fünf Vasallen wohl verschwunden sein? Sicherlich gab es in diesem Reich zahlreiche Verstecke, die wir nicht kannten und auch gar nicht kennenlernen würden, doch ich war darauf gefaßt, Asmodina irgendwann gegenüberzustehen.

Ich lag halb auf der Seite. In dieser Stellung schaute ich nach, ob meine Waffen noch vorhanden waren.

Kreuz ja, Beretta auch. Und der Bentley stand ebenfalls hier. Mit dem Einsatzkoffer.

Langsam nur senkten sich die langen Staubfahnen dem Boden entgegen. Die Luft wurde klarer, wir konnten wieder besser atmen.

Da der Wagen ziemlich dicht am Abgrund stand, konnte ich, wenn ich vorrutschte, einen Blick in den Canyon werfen.

Sand war nicht mehr vorhanden.

Dafür sah ich etwas anderes.

Gebeine!

Eine Unmenge von Schädeln und Knochen. Sie lagen wirr durcheinander, bildeten ein regelrechtes Dickicht aus Knochen.

»O verdammt!« fluchte ich.

»Was ist?« fragte Suko.

»Sieh selbst.«

Der Chinese rutschte vor und sah ebenfalls die Gebeine. Da sich der Staub gesetzt hatte, war die Sicht ziemlich klar. Suko schluckte.

»Weißt du, wo die herkommen?«

»Nein.«

»Willst du in die Schlucht steigen?«

»Werde mich hüten.«

»Dann laß uns unter dem Wagen hervorkriechen«, schlug mein Partner vor.

Ich war einverstanden.

Suko und ich drehten uns. Gleichzeitig jedoch hielten wir inne.

Wir schauten unter dem Wagen hindurch und sahen die Beine mit dem zottigen Fell.

Vier Paar zählte ich.

Man hatte uns eingekreist!

***

Was tun?

Diese Frage stellte ich nicht nur mir, ich sah sie auch in Sukos Augen.

Doch der Chinese hatte bereits reagiert. Er hielt seine Beretta in der Hand.

Ich zog meine Pistole ebenfalls. Dann fühlte ich an der Tasche und spürte durch den Stoff die Umrisse des Kreuzes.

Wer mochten diese Wesen sein, die uns da eingekreist hatten?

Menschen? Menschenähnliche Kreaturen?

Wir würden es sehen.

Zwei standen neben dem Bentley, die beiden anderen hielten Vorder- und Rückseite des Wagens in Schach.

Dann schlug jemand auf die Kühlerhaube.

Ich hörte das Dröhnen und verzog unwillkürlich mein Gesicht.

Wenn der weitermachte, haute er mir noch den ganzen Wagen zu Schrott. Was mir natürlich überhaupt nicht behagte.

Ich stieß Suko an und deutete mit dem Daumen einmal nach rechts und dann nach links.

Mein Partner verstand.

So gut es ging, rückten wir unter dem Wagen voneinander fort.

Suko nahm sich den auf der Fahrerseite vor, ich den Unbekannten auf der anderen. Unser Überraschungsangriff sollte blitzschnell erfolgen, wir mußten schnell sein, denn vier gegen zwei ist ein verdammt ungleiches Verhältnis.

Gleichzeitig packten wir zu.

Ich umklammerte mit beiden Händen die fellbewachsenen Beine des Wesens und zog so fest, wie ich konnte.

Ein quiekender Schrei, ein Aufprall, auch an der Seite wo Suko kämpfte. Noch war nichts gewonnen, denn wir mußten so rasch wie möglich unter dem Fahrzeug hervor.

Ich bewegte mich wie eine Schlange, wühlte mit dem Gesicht im Staub, schluckte ihn auch, hustete und kroch weiter.

Da sah ich meinen Gegner.

Im ersten Augenblick erschrak ich fürchterlich, denn was da vor mir stand, war kein Mensch, sondern eine widerliche Mischung aus Mensch und Ratte.

Erinnerungen wurden wach. Damals hatte ich den Rattenkönig gejagt und auch ein ähnliches Biest gesehen. Aber dieses hier war doch anders. Eine Ratte mit menschlichen Körperformen. Sie hatte zwei Arme und zwei Beine, war über und über mit Fell bedeckt, und direkt auf den Schultern saß der übergroße Schädel mit den beiden tückisch blickenden Augen.

Ich spürte die Angst, die mich überfiel, als ich in die bösen, kleinen Augen schaute, und ich beeilte mich noch mehr.

Doch die Ratte war schnell.

Sie öffnete ihr Maul, ich sah die Reihe von Zähnen, und sie stürzte sich auf mich.

Mit den Beinen lag ich noch unter dem Wagen. Hastig zog ich sie an den Körper und rollte oder rutschte vollends unter dem Bentley hervor. Dabei riß ich beide Arme hoch, traf mit den Fäusten das weiche Fell und schleuderte die Ratte zur Seite.

Sofort war die zweite da.

Sie tauchte in meinem Rücken auf. Ich vernahm das widerliche Geräusch und schnellte mich vom Boden aus ab. Ich flog einige Yards durch die Luft und kam zum Glück dicht neben dem Abgrund zu liegen. Erst jetzt konnte ich mich richtig verteidigen.

Leider sah ich nicht, was Suko machte. Der Wagen nahm mir die Sicht. Ich hörte jedoch Kampfgeräusche, dann einen Schuß, und im nächsten Augenblick flog die zweite Ratte auf mich zu.

Sie hatte mich nicht auf die Beine kommen lassen, ich hockte in kniender Stellung und duckte mich nur noch mehr, als mich das verdammte Biest angriff.

Damit hatte das Wesen nicht gerechnet. Es konnte seinen Schwung nicht mehr bremsen, flog über mich hinweg und verschwand in der Schlucht. Nicht einmal den Aufprall hörte ich.

Die war ausgeschaltet.

Doch die nächste kam schon an.

Ich zog meine Waffe.

Dann schoß ich.

Aus zwei Yards Entfernung hieb die geweihte Silberkugel in den Körper der Bestie. Wieder dieser quiekende Schrei, das Tier riß sein Maul noch weiter auf und taumelte an mir vorbei.

Es fiel ebenfalls in die Schlucht.

Noch zwei waren übrig.

Suko würde es schwer haben. Ich rannte um den Wagen herum und war zu stürmisch. Eine Mensch-Ratte hatte sich nahe dem Kofferraum versteckt gehalten und hockte dort zusammengeduckt.

Sie warf sich gegen mich.

Ich stolperte und fiel der Länge nach hin. Ein Prankenhieb traf meinen rechten Arm. Hier spreche ich bewußt von Pranken, denn Hände waren das nicht mehr.

Der Schmerz öffnete mir die Finger, und die Beretta fiel in den Sand. Ich rollte herum, als sich die Ratte auf mich werfen wollte, zog die Beine an und stieß sie von mir.

Diesmal landete sie auf dem Boden.

Das gab mir Zeit, meinen silbernen Dolch zu ziehen, den ich ebenfalls eingesteckt hatte.

Als mich das Biest abermals angriff, schleuderte ich die Waffe.

Sie war genau ausgewogen, drehte sich noch einmal in der Luft und fand ihr Ziel.

In der Kehle blieb sie stecken.

Schwarzes Blut pulste aus der Wunde. Das bewies, daß wir es mit Dämonenwesen zu tun hatten.

Die Mensch-Ratte taumelte, drehte sich zweimal und sackte dann zusammen.

Ich rannte zu ihr und zog den Dolch aus ihrem Körper. Jetzt endlich konnte ich mich um Suko kümmern.

Das war aber nicht mehr nötig.

Mein Freund hatte schon reagiert. Ich sah, wie er eine Rattenmutation regelrecht von seinem Körper abschüttelte, so wuchtig, daß sich das Tier in der Luft überschlug, bevor es zu Boden krachte.

Gelassen holte Suko seine Dämonenpeitsche hervor. Er nahm sich sogar noch die Zeit, mir einen knappen Blick zuzuwerfen.

Dann schlug er zu. Ich schaute gar nicht hin, sondern hob die Pistole auf und bewegte mein rechtes Handgelenk.

Es war okay und hatte den Prankenhieb gut überstanden. Ich vernahm ein häßliches Kreischen, dann war Stille.

Suko hatte das Biest erledigt.

Das Fell wurde grau. Als der Chinese dagegen trat, zerfiel es zu Staub, und wir sahen die Knochen schimmern.

»Der Wind wird die Skelette in die Schlucht wehen«, meinte Suko. »Da hast du die Erklärung für die Knochen.«

Ich war seiner Meinung.

»Und was machen wir?« fragte Suko.

»Wir suchen Asmodina.«

»Klar, aber wo?«

»Weiß ich doch nicht.«

Suko schaute mich an und dann den Bentley.

Ich wußte, was in seinem Kopf vorging. »Du willst wohl fahren, wie?«

»Warum nicht? Mit einer Luxuskarosse in einer Dimension des Schreckens, so etwas ist bestimmt noch nicht da gewesen.«

Da gab ich ihm recht.

Trotzdem nahmen wir nicht den Wagen. Wir wußten nicht, welch ein Gelände uns erwartete, zudem war es einfach lächerlich.

Wir mußten den Bentley stehenlassen, so leid mir dies auch tat.

»Nehmen wir noch etwas aus dem Koffer?« fragte Suko.

Das wollte ich meinen. Wir konnten schließlich nicht gut genug bewaffnet sein.

»Die Gemme und die magische Kreide«, schlug ich vor.

Suko hatte sich bereits auf den Weg gemacht. Er öffnete die Kofferraumhaube.

Ich schaute mich inzwischen um.

Von den Ratten waren nur noch die Skelette übriggeblieben.

Dicht neben meinem rechten Fuß lagen solche Knochen. Ich kickte sie über die Kante in den Abgrund. Den Aufprall hörte ich nicht, so tief war der Canyon. Dann drehte ich mich wieder zu Suko um.

Und da traf es mich wie ein Hammer!

Der Bentley und auch Suko lösten sich auf. Ich sah nur ein letztes Flimmern – dann nichts mehr.

Die beiden waren verschwunden!

***

Im ersten Augenblick war ich zu keiner Reaktion fähig, sondern starrte nur dorthin, wo auch der Bentley gestanden hatte. Die Reifenabdrücke waren noch zu sehen und auch die Spuren des Kampfes, mehr jedoch nicht.

In nahezu hilfloser Geste hob ich die Schultern. Ich begriff das einfach nicht. Warum war Suko verschwunden, weshalb hatte man mich nicht genommen?

Wollte Asmodina mich allein haben?

Höchstwahrscheinlich, und ich fragte mich auch, wohin sie Suko hatte schaffen lassen?

In eine andere Dimension vielleicht? Oder wieder in die normale Welt?

Für mich war es unmöglich, schnell eine Antwort zu finden, aber was sollte es? Ich mußte jetzt an mich denken und nicht an Suko.

Ich schaute mich um.

Niemand war zu sehen. Schweigen, düster und irgendwie drohend lag über diesem geheimnisvollen Land mit seinen kargen Ebenen, den Wüstenstrichen, den tiefen Canyons und dem seltsamen Himmel, der nie richtig hell, aber auch nicht richtig dunkel wurde.

Diese Welt war mehr als seltsam, und sie war gefährlich, wie ich am eigenen Leibe gespürt hatte.

Ein Geräusch schreckte mich auf.

Im ersten Augenblick wußte ich nicht, wo es aufgeklungen war, dann aber stellte ich fest, daß es aus den Tiefen des Knochencanyons heraufschallte.

Vorsichtig näherte ich mich dem Rand des kleinen Plateaus und schaute in die Schlucht.

Die Gebeine bewegten sich.

Sie gerieten in regelrechte Strömungen, wallten aufeinander zu, fielen übereinander und wurden hochgehoben. Es sah aus, als würden gewaltige Hände in dem Berg von Gebeinen und Totenschädeln herumwühlen. Wie Fußbälle sprangen die Totenschädel in die Höhe, fielen wieder zurück und wurden von neuem in die Luft geworfen.

Warum das alles?

Was war dort in Bewegung geraten? Irgend etwas mußte diese

Wandlung zu bedeuten haben, auch in dieser Welt hier geschah nichts ohne Grund.

Ja, die Wandlung hatte etwas zu bedeuten. Auf der anderen Seite des Canyons war, von mir fast unbemerkt, etwas Unheimliches, Makabres entstanden.

Ein riesiger Totenschädel!

Ich stand einen Augenblick starr. Dieser Schädel war mir nicht unbekannt. Ich hatte ihn schon gesehen. Auf der Straße dicht bei London. Mit dem Wagen waren wir in ihn hineingerast.

Und nun stand er hier.

Mir lief ein Schauer über den Rücken.

Genau schaute ich ihn mir an. Da waren die riesigen Augenhöhlen, in deren Innern ich das mir schon bekannte rötliche Glosen entdeckte. Unter den leeren Augen und genau zwischen ihnen sah ich das klaffende Dreieck der Nase, doch am gewaltigsten und eindrucksvollsten war das Maul.

Wie der dunkle Eingang zu einem Bergwerk gähnte es mir entgegen, und ich glaubte die Kälte zu spüren, die von der Öffnung ausging und mich wie der Atem eines Riesen streifte.

Dieser Schädel strahlte eine fremde Bedrohung aus. Gleichzeitig wußte ich, daß sich in dem gewaltigen Totenkopf das Geheimnis dieser Welt verbarg.

Ja, so mußte es sein.

Und ich spürte das Locken, das von dem gebirgshohen Totenkopf ausging. Komm her, schien er zu sagen. Komm her…

Ich wäre zu ihm gegangen, doch mich trennte der tiefe Canyon mit seinen fahlen Gebeinen auf dem Grund. Die Schlucht konnte ich nicht überspringen, selbst mit einem guten Reitpferd hätte ich es nicht geschafft.

Was also tun?

Die Entscheidung wurde mir abgenommen. Der unsichtbare Lenker im Hintergrund nahm die Sache in die Hand. Er baute mir eine Brücke. Dies im wahrsten Sinne des Wortes.

Wieder wurden die Knochen auf dem Grund der Schlucht hochgewirbelt. Ich hörte das hohle Klappern, als die Gebeine gegeneinander schlugen und langsam nach oben schwebten.

Es war schon interessant, wie dies geschah. Diese Faszination nahm mich für einen Augenblick gefangen.

Knochenteile schwebten allen Gesetzen der Schwerkraft zum Trotz an den Canyonwänden hoch und formierten sich noch während ihres Flugs zu einem Steg.

Plötzlich klebten sie aneinander, bildeten einen regelrechten Übergang und auch rechts und links zwei hüfthohe Geländer.

Dicht vor meinen Füßen fiel die Unterlage auf den Rand der Schlucht

und blieb liegen.
Die Brücke war fertig!
Sie erinnerte mich an die gewaltigen Hängebrücken in den Gebirgen Asiens. Diese Brücken wurden von den Eingeborenen mit großer Geschicklichkeit benutzt. Sie schritten dort so sicher von einer Seite zur anderen wie wir auf einer normalen Brücke.
Nun sollte ich die Schlucht überqueren.
Eine riskante Sache, denn noch nie in meinem Leben war ich über solch eine Brücke gegangen.
Ich schaute hinunter.
Die schmale Gehfläche bestand aus dicht nebeneinanderliegenden Knochen. Der Zwischenraum war nicht größer als eine Handfläche. Die beiden Geländer schimmerten ebenso fahl wie die übrigen Teile der Brücke, und als ich sie gerührte, spürte ich die Kälte, die von ihnen ausging.
Ich mußte mich überwinden, den Schritt auf die Brücke zu machen. Nicht nur, weil unter mir die Tiefe lauerte, nein, auch etwas anderes kam hinzu.
Wenn ich daran dachte, daß ich über Gebeine schritt, die einmal Menschen gewesen waren, wurde mir ganz anders. Denn daß es keine Tierknochen waren, konnte ich deutlich erkennen.
Meine Chancen standen 50:50.
Allerdings nur, was das sichere Überqueren der Schlucht anging.
Was mich hinterher erwartete, wußte ich nicht.
Bestimmt nichts Gutes.
Ich nahm meinen Mut zusammen und schritt los. Wie auch eine normale Hängebrücke hing diese aus Knochen gefertigte ebenfalls in der Mitte durch, und sie schwankte auch so wie eine Brücke aus Brettern oder Lianen.
Mit beiden Händen klammerte ich mich an den Geländern aus Knochen fest. Ich ging vorsichtig und wagte nicht, nach unten zu schauen. Längst hatte sich Schweiß auf meiner Stirn gesammelt. Ich war voll konzentriert und zuckte jedesmal zusammen, wenn sich bei einem erneuten Schritt die Knochen unter meinen Füßen bewegten.
Ein Drittel lag hinter mir.
Zurück konnte ich nicht. Wenn die Brücke jetzt brach, würde ich in die Tiefe stürzen.
Nur nicht daran denken!
Vorsichtig setzte ich meinen Weg fort. Schritt für Schritt näherte ich mich dem Ziel.
Hin und wieder hob ich den Kopf, ansonsten schaute ich auf meine Schuhspitzen.
Auf einmal begann die Brücke zu schwanken, weil noch jemand die Knochenbrücke betreten hatte.

Ich blieb stehen und schaute hoch.

Plötzlich saß der Kloß in meinem Magen, denn am Ende der Brücke sah ich ihn.

Es war Lionel Barry. Oder wenigstens ein Teil von ihm. Er hatte noch seinen normalen Körper, doch auf seinem Hals hockte ein gelblich schimmernder Totenschädel.

Und in seiner rechten Hand hielt er ein gewaltiges Schwert!

***

Suko wußte nicht, wie ihm geschah.

Plötzlich drehte sich die Welt vor seinen Augen, er spürte einen ziehenden Schmerz, der bei den Füßen begann, immer höher stieg und schließlich seinen Kopf erreichte. Suko wollte etwas sagen, um Hilfe rufen, doch nicht ein Laut drang aus seiner Kehle. Im nächsten Augenblick verschwamm die Umgebung vor seinen Augen, er tauchte ein in die Dunkelheit eines Dimensionstunnels, und seine Gedanken rissen.

Plötzlich war er wieder voll da.

Ohne Übergang, ohne Warnung, blitzschnell.

Er riß die Augen auf.

Kälte erfaßte ihn. Es war ein Temperatursturz von der Wärme in den Londoner Frühwinter. Denn daß er sich in der Nähe von London befand, war klar.

Er war sogar dort erschienen, wo er zusammen mit mir in den Schädel gerast war.

Mitten auf der Straße.

Er hörte das Heulen von Sirenen, das Wimmern der Reifen, und er schien aus einem tiefen Traum zu erwachen. Plötzlich waren Stimmen um ihn herum, jemand faßte ihn an der Schulter, drehte ihn, und Suko schaute in das Gesicht eines Polizisten.

»Wo kommen Sie denn her?« wurde der Chinese gefragt.

»Das möchte ich auch gern wissen«, erwiderte Suko und schaute sich um.

Ein paar Yards vor dem Bentley befand sich eine Straßensperre.

Weiter links war ein Polizeifahrzeug in den Graben gerast. Am Ende war die Straße abgesperrt, und Polizisten mit Kellen standen am Rand.

Allmählich nur kehrten Sukos Gedanken zurück. Er wußte plötzlich, daß er in der Straßensperre gelandet war, für die er und John sich verantwortlich zeigten.

Es war Nonsens, sie noch weiterhin bestehen zu lassen. Die Beamten konnten abbauen.

Das sagte Suko auch.

»Sie wollen das entscheiden?« Der Corporal hatte anscheinend etwas gegen Chinesen. »Wo kommen Sie überhaupt her? Sie waren doch

vorhin nicht hier. Der Platz war leer.«

»Das stimmt.«

»Und?«

»Ich bin vom Himmel gefallen.«

Wut blitzte in den Augen des Beamten. Er fühlte sich auf den Arm genommen, aber hätte Suko die Wahrheit gesagt, wäre sich der Mann ebenso vorgekommen.

Er knirschte mit den Zähnen. Suko aber ließ ihn stehen und kletterte in den Bentley.

Er rief beim Yard an und hatte Glück, daß er noch Sir James Powell an die Strippe bekam.

»Was gibt es?« fragte der Superintendent.

Suko erklärte ihm die Lage.

Sir James schnaufte heftig. Mit diesen Tatsachen wurde er so leicht nicht fertig. »Verdammt, verdammt«, murmelte er. »Das ist ein starkes Stück.« Er holte tief Luft. »Und John ist wirklich allein?«

Suko wollte eine Antwort geben, doch zwei Polizisten rissen links und rechts die Türen auf. Die Waffen in ihren Händen machten klar, was sie wollten.

»Augenblick, Sir«, sagte Suko. »Da will man mich gerade verhaften.«

»Geben Sie mir den Einsatzleiter.«

Den Einsatzleiter bekam der Superintendent nicht, dafür einen der Polizisten. Und den machte er buchstäblich zur Sau. Der Beamte bekam einen knallroten Kopf und verschwand.

Dann sprach Powell wieder mit Suko. Seine Stimme klang leicht erregt. »Was wollen Sie unternehmen?«

»Nichts, Sir. Ich kann nur warten.«

»Wo?«

»Hier an dieser Stelle.«

»Einverstanden. Tun Sie das. Ich bin für Sie auf jeden Fall immer zu erreichen.«

»Danke, Sir«, sagte Suko und hängte ein.

***

Meine große Bewährungsprobe stand also bevor. Und das auf einer schmalen, schwankenden, aus Knochen gefertigten Hängebrücke.

Ich blieb stehen und schaute mir meinen Gegner genau an.

Lionel Barry schien einen der Köpfe aus Asmodinas Kette anstelle seines eigenen Schädels auf dem Hals zu haben. Jedenfalls nahm ich das stark an, denn irgendwie kam mir dieser Schädel bekannt vor. Warum hatte er getauscht?

Spielte auch keine Rolle mehr, für mich war klar, daß Barry mich nicht an das andere Ende der Schlucht kommen lassen wollte. Eine verdammte Sache.

Zurück konnte ich auch nicht. Der Weg war ebenso weit, und Barry hätte mir sein Schwert sicherlich in den ungedeckten Rücken geschleudert.

Ich mußte kämpfen.

Erst einmal wartete ich ab, denn das Mensch-Monster bewegte sich auf mich zu. Es ging ziemlich schnell, und die Brücke schwankte unter seinen Tritten.

Noch hatte ich beide Hände auf dem knöchernen Handlauf liegen, denn nahm ich sie weg, bekam ich leicht Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Im Gegensatz zu Barry. Ihm schien es nichts auszumachen, über die Brücke zu gehen. Trittsicher fand er seinen Weg, es kam mir vor, als wäre er ihn schon öfter gegangen.

Die Entfernung zwischen uns schmolz ständig. Lange konnte ich nicht mehr warten.

Einen Plan hatte ich längst. Ich wollte den Schädeltyp mit einer Silberkugel erledigen.

Dazu löste ich meine rechte Hand vom Geländer und holte die Beretta hervor.

Die Waffe gab mir Sicherheit.

Langsam hob ich den Arm, legte an, visierte und zielte genau.

Im nächsten Augenblick schwankte die Brücke nach rechts, sie fiel förmlich herum, ich hatte Angst, das Übergewicht zu bekommen und in die Schlucht zu stürzen.

Ans Schießen war nicht zu denken.

Barry war schon verflucht nahe. Fast so nah, daß er mich treffen konnte.

Die Brücke schwang zurück.

Der nächste Schritt.

Barry holte aus. Ein kehliges Lachen drang aus dem Maul des Schädels. Der mutierte Filmstar umfaßte den Schwertgriff mit beiden Händen und holte zu einem gewaltigen Schlag aus.

Ich warf mich nach links und prallte mit meinem Gewicht gegen den makabren Handlauf.

Die Brücke kippte.

Genau in dem Augenblick, als Barry zuhieb.

Die Klinge fuhr dicht an meiner Schulter vorbei und hackte mit der Spitze in den knöchernen Steg.

Der Wucht hielten die Gebeine nicht stand.

Sie spritzten nach allen Seiten weg, ein Loch klaffte auf, ich wurde von einem Knochen an der Hüfte getroffen, klammerte mich fest und hielt mit der anderen die Beretta krampfhaft fest.

Barry taumelte an mir vorbei, machte einen Schritt zuviel und fiel in das Loch.

Er brüllte wütend.

Auf einmal schnellte sein linker Arm hoch, und es gelang ihm, sich mit einer Hand festzuklammern.

Da hing er nun in einer Falle, die er sich selbst gestellt hatte. Ich stand dicht neben ihm und hütete mich, auf der noch immer schwankenden Brücke dem Loch im Boden zu nahe zu kommen.

Ich ließ mir Zeit. Es war einfach zu gefährlich für mich, das Geländer loszulassen.

Auch Barry wartete ab. Noch hing er an einer Hand, aber er machte verzweifelte Anstrengungen, sich wieder auf die schwankende Brücke zu ziehen.

Er hob auch seinen rechten Arm und schaffte es, ihn durch die Öffnung zu schieben.

Noch hielt er das Schwert, aber nicht mehr lange, dafür sorgte ich. Ich trat auf sein Gelenk. Er schrie wütend auf, öffnete die Finger und ließ den Griff los.

Jetzt war er unbewaffnet. Für einen Augenblick durchzuckte mich der Gedanke, ihm eine Kugel in den häßlichen Schädel zu jagen, dann jedoch entschied ich mich anders. Ich konnte es einfach nicht übers Herz bringen. Vielleicht war er noch mehr Mensch als Monster, und dann wäre ich mir wie ein Mörder vorgekommen.

Dafür bückte ich mich und hob das Schwert auf. Es besaß eine lange, matt schimmernde Klinge. Sie kam mir ziemlich weich vor.

Zeit, dies nachzuprüfen hatte ich nicht, denn Barry fing sich wieder und kletterte aus dem Loch.

Er wandte mir den Rücken zu. Als er eine kniende Stellung erreicht hatte, streckte ich den Arm aus und drückte die Schwertspitze gegen seinen Rücken.

»Keine Bewegung!« drohte ich.

Barry versteifte sich.

Es war eine groteske Situation. Er befand sich vor dem Loch, ich stand dahinter und hielt ihn in Schach.

»Und jetzt geh vorsichtig hoch«, befahl ich mit kalter Stimme.

»Nur keine überflüssige Bewegung!«

Er gehorchte und stemmte beide Hände links und rechts neben dem Loch auf die knöcherne Unterlage. Langsam stand er auf, wobei er sich schließlich am Geländer festhielt.

Ich hatte die Zeit genutzt und meine Beretta in die linke Hand genommen. So gewappnet, hatte der andere gegen mich nicht die geringste Chance. Ich hoffte, daß er vernünftig war. Zudem wollte ich ihn als Geisel benutzen. Er sollte mir den Weg in den Schädel zeigen und mir verraten, was mich dort erwartete.

»Dreh dich um!« forderte ich ihn auf.

Barry löste seine Hände vom Handlauf und kam meinem Befehl nach. Jetzt schauten wir uns an. Uns trennte nur das verdammte Loch in der

Hängebrücke.

Ich lächelte knapp. »Es läge in meiner Hand, dich zu töten«, sagte ich leise, »aber ich will dir eine Chance geben, Lionel Barry. Du sollst mich in den Schädel führen und mir dort alles zeigen, was ich sehen will. Verstanden?«

Er nickte.

Sein Totenkopf bewegte sich einmal nach vorn und dann wieder zurück.

Ein seltsames Schauspiel, wie ich zugeben muß.

»Solltest du versuchen, mich reinzulegen, ergeht es dir schlecht«, warnte ich ihn. »Ich würde ohne Vorwarnung schießen!«

Auch das schien er begriffen zu haben, denn als ich mich zurück orientierte, folgte er mir vorsichtig und machte keinerlei Anstalten, mich zu attackieren. Die Brücke schwankte, als er zuerst das rechte Bein und dann das linke über das Loch im Boden setzte.

Noch immer hatte ich das Gefühl, auf Watte zu gehen. Die Brücke war verdammt unsicher gebaut. Manchmal schielte ich auch über den Handlauf in die Tiefe.

Dort schimmerten unzählige Knochen.

Sie lagen nicht mehr ruhig. Ich sah Bewegung zwischen ihnen.

Köpfe tauchten aus dem Knochenwirrwarr auf.

Rattenköpfe!

Diese Monstren, die uns so heiß empfangen hatten, wühlten also auch zwischen den Knochen herum. Sie trugen wohl dafür Sorge, daß sie restlos blank wurden.

Mich schüttelte es. Erst jetzt wurde es mir bewußt, welch einer Gefahr ich entronnen war. Wenn ich dort unten gelegen hätte, wären von mir auch nur die Gebeine übriggeblieben.

Noch zwei Schritte, dann setzte ich meinen Fuß auf einen festen Untergrund.

Barry folgte nach wie vor gehorsam. Schließlich hatte auch er es geschafft.

Wir standen dicht vor der gewaltigen Öffnung des Riesenschädels. Ich schaute in die Düsternis, konnte allerdings nicht viel erkennen. Nicht einmal Umrisse.

Nur der kalte Hauch – er wehte aus der Öffnung – war stärker geworden, so daß es mich fröstelte.

Ich hob das Schwert an und setzte die Spitze dicht vor den Hals des Mensch-Monsters. Dann steckte ich meine Beretta für einen Moment weg und zog mir mit der freien linken Hand die Kette des Kreuzes über den Kopf.

Als Barry das Kruzifix sah, zuckte er zusammen. Er hob beide Hände und hielt sie vor seine Augen.

Das Kreuz bereitete ihm Furcht.

Ich konnte es gut verstehen, denn es strahlte einen seltsam matten Glanz aus, den ich von unserer Welt überhaupt nicht kannte.

»Geh voran!« befahl ich und trat etwas zur Seite, damit Barry meinem Befehl folgen konnte.

Er ging an mir vorbei.

Wenig später tauchte er in das Dunkel des riesigen Schädelmauls ein. Ich blieb zwei Schritte hinter ihm. Hart klopfte mein Herz, denn ich rechnete in dieser Hochburg des Grauens mit dem Schlimmsten…

***

Der riesige Totenschädel glich wirklich einem Labyrinth. Das sah ich schon nach den ersten Schritten.

Zu beiden Seiten des breiten Hauptgangs zweigten mehrere Seitenstollen ab, die tief in das Innere des monströsen Schädels führten.

Ich spürte auch die unheimliche Atmosphäre, die jeden Eindringling auf Schritt und Tritt begleiteten. Hier herrschte das Böse. Mit jeder Faser des Körpers merkte ich dies. Andere Gedanken strömten auf mich ein, wollten in mein Hirn dringen und die eigenen ausschalten. In den Stollen und Nischen schienen noch dunklere Schatten zu lauern, bereit, sofort zuzuschlagen, wenn sich die Gelegenheit bot.

Ich versuchte, meine Angst zu verbergen. Dabei half mir das Kreuz. Es hatte seinen matten Glanz noch nicht verloren. Wenn ich nach unten schielte, erkannte ich die Umrisse sehr deutlich.

Ein Hoffnungsschimmer…

Wir schritten tiefer in den Schädel hinein. Die Decke über uns, vielleicht waren es auch Knochen, wölbte sich zu einem gewaltigen Rundbogen, der durchlöchert war wie Schweizer Käse, denn innerhalb der einzelnen Löcher sah ich das rötliche Glosen.

Ein geheimnisvolles Licht, eine unirdische Beleuchtung, die uns hin und wieder streifte und von der ich annahm, daß sie die schlimmen Gedanken schickte.

Der Gang wurde breiter.

Weit vor uns erkannte ich einen hellen Schimmer. Dort mußte sich irgend etwas abspielen, und ich nahm an, daß da auch unser Ziel lag. Als ich in meinem Rücken das Knirschen hörte, warf ich einen Blick zurück und rief gleichzeitig: »Halt!«

Lionel Barry blieb stehen.

Ich aber sah, wie sich eine gewaltige Platte vor den Eingang schob und ihn völlig abdunkelte.

Aus, vorbei.

Wir waren Gefangene des Schädels!

Es überraschte mich nicht einmal, eigentlich hatte ich damit viel früher gerechnet.

So mußte ich das Beste aus der neuen Situation machen.
»Geh weiter!«
Lionel Barry setzte sich wieder in Bewegung. Unter seinen und meinen Schritten knirschte es. Der Boden war nicht glatt, sondern uneben und wies zahlreiche Stolperstellen auf.
Vor uns wurde es heller. Der Schein streifte auch die Wand des Mittelgangs, und ich sah, daß sich in der Gangwand auch noch Höhlen oder Löcher befanden. Diese allerdings waren von keinem roten Licht erfüllt, sondern völlig dunkel.
Auch waren die Höhlen ebenso leer wie die anderen. Wo steckten dann meine Gegner?
Sich darüber Gedanken zu machen, war müßig. Ich würde sie schon früh genug sehen. Zudem blieb meine Geisel plötzlich stehen. Auch ich stand still.
»Da«, sagte Barry.
Ich schritt vor und stellte mich mit ihm auf eine Höhe. Jetzt wußte ich, warum er nicht weitergegangen war.
Wir standen am Rand eines gewaltigen Kraters. Was ich zu sehen bekam, war wirklich beeindruckend.
Die Wände fielen nicht steil ab, sondern waren terrassenförmig abgestuft, sie wirkten wie riesige Treppenstufen. In deutschen Weinanbaugebieten hatte ich so etwas schon gesehen. Auch die Wände wiesen Höhlen auf. Sie lagen in unterschiedlicher Höhe und waren durch Leitern miteinander verbunden. Eine wirklich seltsame Konstruktion.
Am interessantesten jedoch war der Grund des Kraters. Dort strahlte das helle Licht auf. Es wurde von zwei gewaltigen Stäben abgegeben, die in den Boden gerammt waren. Den Raum zwischen den Stäben konnte ich aus meiner Perspektive kaum schätzen.
Vielleicht drei Yards – vielleicht fünf…
Ich sah jedoch keine Menschen. Und das wunderte mich. Wo hielten sie sich versteckt?
Eins stand fest.
Ich mußte da runter. Hier oben konnte ich nicht stehenbleiben.
Schließlich wollte ich etwas in Bewegung bringen.
Ich beugte mich vor und sah zwei Schritte von uns entfernt die erste Leiter.
Erst jetzt erkannte ich, daß sie aus Gebeinen gefertigt war.
Ich schluckte…
»Geh«, wies ich meine Geisel an. »Ich will hinunter.«
»In die Arena?«
»Ja, zum Henker!«
Barry hob nur die Schultern und gehorchte. Sein Benehmen gefiel mir überhaupt nicht. Ich hatte damit gerechnet, daß er einen Angriff

versuchen würde.

Nichts geschah. Hatte er sich schon damit abgefunden, der Verlierer zu sein? Oder glaubte er mich sicher?

Ich nahm letzteres an.

Die erste Leiter überwanden wir ohne Schwierigkeiten. Auch diesmal versuchte Barry nicht, mich zu überwältigen. Geschmeidig nahm er die Sprossen der zweiten Leiter in Angriff, so daß ich Mühe hatte, seinem Tempo zu folgen.

Die nächste Terrasse.

Auch die schafften wir.

Dann warf ich einen Blick in die Höhe.

Sie standen ebenso am Rand wie wir vorhin. Nur waren es keine Menschen, sondern die Rattenmutationen. Aus luftiger Höhe beobachteten sie uns und freuten sich, uns oder mir den Rückzug abgeschnitten zu haben.

Auch egal.

Noch zwei Terrassen.

Ohne Mühe ließen wir sie hinter uns und standen schließlich in der Arena.

Mein Schwert hielt ich in der Hand. Ich kam mir vor wie der Kämpfer aus einem Fantasy-Roman, der sich aufgemacht hatte, ein fremdes Reich zu erobern.

Doch Fantasy und Realität lagen gar nicht so weit entfernt, wenn man allein daran dachte, wie viele Dämonenreiche es gab.

Ich schaute mich um.

Zuerst sah ich natürlich die beiden Stäbe. Sie waren doch dicker, als es von oben ausgesehen hatte. In ihrem Umfang erinnerten sie mich an Baumstämme.

Dann traf mein Blick die Wände des Kessels.

Und hier sah ich wieder die Höhlen. Halbrunde Löcher, etwa mannshoch, die den Beginn tiefer Stollen markierten. Sie mußten sich irgendwo im Krater verlaufen. Sicherlich waren sie auch untereinander verbunden, ich wußte es nicht und wollte es auch nicht wissen.

Ich wandte mich an Barry. »Wo sind die anderen?«

»Wen meinst du?« schallte es mir aus dem Totenschädel entgegen.

»Deine Freunde.«

»Ich weiß es nicht.«

»Und das Mädchen?«

»Ginny Clark?«

»Ja.«

»Such sie.«

Er hatte das Gespräch bewußt hinausgezögert, um Zeit zu gewinnen. Raffiniert gemacht, fürwahr – und dann sah ich den Grund.

Sie hatten extra gewartet, bis ich unten im Krater stand. Jetzt kamen sie aus den Höhlen.

Vier Gestalten.

Drei Männer und eine Frau.

Die Männer sahen aus wie Barry. Normale Körper und Totenschädel auf den Hälsen.

Doch Ginny Clark, das Mädchen, das mir bereits in Barrys Haus einen seltsamen Blick zugeworfen hatte, sah noch normal aus.

Allerdings wurde sie von den Rattenmenschen festgehalten, die hinter Asmodinas Dienern aus den Höhlen quollen.

Sie waren so zahlreich, daß ich sie gar nicht zählen konnte.

Und sie hatten mich und die anderen im Nu umringt.

Lionel Barry aber lachte. »Jetzt bin ich der Sieger!« schrie er, und seine Stimme hallte in dem weiten Rund wider. »Ich habe dich hergeschleppt, als Opfer für sie – für Asmodina. Und sie wird erscheinen, um auch deinen Kopf in Empfang zu nehmen…«

***

Jetzt wußte ich, was mir bevorstand.

Man wollte mich köpfen!

Sollte auch mein Schädel ein Teilstück der Kette werden? Alles deutete darauf hin.

Tief saugte ich die Luft ein. Ich sah mich von den Rattenmenschen umzingelt, und auch die Diener der Teufelstochter waren meine Feinde.

Bis auf eine Person.

Ginny Clark.

Sie schaute mich mit einem Blick an, in dem ich Verzweiflung und Angst las. Sie schien ein Opfer gewesen zu sein oder war zu einem geworden.

Vielleicht würde ich es noch herauskriegen.

Lionel Barry übernahm die Initiative. Er hatte gesehen, daß ich den Ring der Mensch-Ratten nicht sprengen konnte und fühlte sich in seinem Element.

Mit beinahe lässigen Schritten ging er auf die beiden Säulen zu.

Sie waren ebenfalls etwas Besonderes. Obwohl jetzt dunkel geworden, schimmerten sie doch durch. Es entstand eine grausilberne, leicht leuchtende Farbe, die einen Schein verbreitete, der sich rund um die Säulen legte und wie eine Aura vibrierte.

Mir war sofort klar, daß man die Säulen magisch aufgeladen hatte. Mich hätte wirklich interessiert, wie sie auf eine Berührung mit dem Kreuz reagierten, doch bis zu den Säulen würde ich nicht kommen. Die Biester versperrten mir den Weg.

Lionel Barry stellte sich zwischen den beiden Säulen auf, breitete die

Arme aus und legte seine Hände gegen das metallisch schimmernde Material.

Es war dunkler geworden, da die Säulen nicht mehr das grelle Licht ausstrahlten wie zuvor.

Die Arena lag im Dämmer. Nur schemenhaft zeichneten sich die aus Gebeinen bestehenden Leitern ab, die dunklen Eingänge der zahlreichen Höhlen waren so gut wie gar nicht zu erkennen.

Der Druck nahm zu. Ich merkte es. War Asmodina da?

Ich warf wieder einen Blick auf Lionel Barry. Er hatte seinen häßlichen Totenschädel weit in den Nacken gelegt, aus dem Maul drangen tiefe, urige Laute, und plötzlich begann er zu zittern.

Es schien, als würde sein Körper unter Strom stehen. Gleichzeitig strahlten die beiden Säulen wieder gleißend hell auf, so hell, daß ich geblendet wurde und die Augen schließen mußte.

Als ich sie wieder öffnete, hatte sich zwischen den Säulen ein silbernes Netz aus Energiefäden gebildet, in dem der ehemalige Fernsehstar steckte wie eine dicke Spinne.

Lichtkaskaden zuckten in das Netz hinein. Sie wurden von den Säulen abgesprengt, und innerhalb dieses gleißenden Lichts vibrierte ein Gesicht.

Das von Asmodina.

Sie selbst erschien nicht, sie hielt sich zurück, aber ich sah ihre kalten, erbarmungslosen Blicke auf mich gerichtet und spürte gleichzeitig, wie mein Kreuz eine Gegenmagie aufbaute. Es zitterte vor meiner Brust, als würden Schläge es hin- und herwerfen.

Dann dröhnte die Stimme der Teufelstochter durch den gewaltigen Knochenschädel.

»John Sinclair!« schrie sie. »Du bist in meiner Welt. Und in meiner Welt wirst du auch den Tod finden! Du wirst sterben wie die anderen, denn deinen Schädel will ich dem Satan, meinem Vater, zum Geschenk machen!«

»Warum kommst du nicht selbst?« rief ich in das Gesicht hinein.

»Los, zeige dich!«

»Nein! Du siehst mich, das reicht. Ich will nur zuschauen, wie du stirbst. Denn noch ist diese Welt, die ich erst vor kurzem erobert habe, nicht stabil. Ich habe sie einem mächtigen Dämon weggenommen, dem Rattenkönig, den du damals erledigt hast. Erinnerst du dich? Die riesige Ratte, die verbrannt wurde, herrschte auf dieser Welt. Doch nach ihrem Tod stand sie leer, ich schnappte mir das Reich, in dem die Gebeine der Rattenopfer liegen und vermodern. Ich habe aus der Rattenwelt die Schädelwelt gemacht. Um jedoch als Herrscherin anerkannt zu werden, mußte ich den Ratten erst ein Opfer bringen. Fünf Schädel brauchte ich. Mehr nicht. Sie zusammen ergeben die Kette der Macht, mit der ich hier regieren kann. Auf der Erde fand ich

fünf Diener. Vier Männer und eine Frau. Sie gruben die Schädel aus, die vor Hunderten von Jahren Menschen gehört haben, die dem Teufel dienten. In den Köpfen steckt noch immer das Böse. Und zusammen an einer Kette hängend bilden sie die Grundlage der Macht. Die Diener habe ich gefunden. Sie waren sogar bereit, sich köpfen zu lassen, sie gaben ihre Köpfe her und nahmen die Schädel der Kette an. In dieser Welt hier werden sie meine Vertreter sein und meine Interessen verteidigen. Nur ein Kopf fehlt noch. Der des Mädchens. Und du wirst dabei sein, wenn sie ihn verliert, du kannst zusehen, denn als nächster bist du an der Reihe, John Sinclair. Deinen Schädel zeige ich dem Satan und zertrete ihn dann!«

Das also war das Rätsel dieser geheimnisvollen Welt. Plötzlich verstand ich, warum die Menschen die Köpfe gesammelt haben. Ich begriff Zusammenhänge und mir wurde klar, daß Asmodina ihre Macht immer mehr ausweitete. Sie war ungeheuer machthungrig, wollte sämtliche Jenseitsreiche an sich reißen.

Auf der anderen Seite stand noch Dr. Tod mit seiner Mordliga.

Wie es aussah, war ich zwischen die Mühlsteine dieser beiden Parteien des Grauens geraten.

Dabei hatte ich damals, ohne es zu wissen, den Herrscher dieser Welt getötet, und der Teufelstochter den Weg geebnet.

Wieder einmal wurde mir bewußt, wie sehr doch alles ineinandergriff.

»Du sagst ja nichts, Sinclair!« rief sie.

Ich hob die Schultern. »Was soll ich erwidern? Noch bin ich nicht tot, aber ich möchte vorschlagen, das Mädchen leben zu lassen. Du hast genug, Asmodina.«

Die Teufelstochter lachte nur. »Nein, die hat mich hintergangen. Sie steht nicht völlig auf meiner Seite und hängt an ihrem erbärmlichen Leben.«

»Was ich richtig finde.«

»Du ja, Sinclair, aber ich nicht. Sie wird ihren Kopf verlieren, das ist sicher. Und die Ratten werden sich freuen.«

Ich schluckte. Verdammt, das war hart gewesen. Ich hatte die blanken Gebeine gesehen, und ich wußte jetzt auch, wo sich die Köpfe der vier Diener befanden. Irgendwo tief in einer Schlucht.

Wiederum erlebte ich Asmodinas gesamte Erbarmungslosigkeit.

Wenn sie ihre Fäden zog, dann gab es keine Gnade, keinen Pardon.

Wie auch hier. Sie hatte ihre Diener gefunden und wollte durch die Schädel eine Symbiose zwischen sich und ihren Dienern herstellen.

Nur konnte sie diese Gemeinschaft leicht trennen, in dem sie die anderen vernichtete.

»Ich habe auch einen würdigen Henker für dich und das Mädchen«, sagte Asmodina und lachte auf. Dabei zog sich ihr gewaltiger Mund in

dem Spinnennetz gewaltig in die Breite. Das Netz selbst wurde noch immer von ihrem ersten Diener, dem ehemaligen Film- und Fernsehstar aufrecht erhalten.

Ich war so in den Anblick der Teufelstochter vertieft, daß ich die Person nicht sah, die sich plötzlich aus dem Schatten hinter den Säulen löste.

Meine Augen wurden groß.

Lange hatte ich ihm nicht mehr gegenübergestanden. Doch jetzt kam er, um zu köpfen.

Es war Destero – der Dämonenhenker!

***

Ich hielt den Atem an.

Blitzartig zuckten Erinnerungsfetzen in meinem Kopf auf. Ein Zigeunerwagen, ein Hügel, ein Galgen, eine Schlinge im Wind…

Und Destero, der Henker!

Ihn hatte Asmodina sich geholt. Es war gar nicht schwer, denn Destero war ihr treu ergeben.

Er sah mich – ich sah ihn.

Wie immer trug er seine rote Kapuze. Sein Gesicht kannte ich nicht, nur die mordlüsternen Augen, den muskulösen Körper, die enge Hose und die hohen Stiefel.

Er tötete mit einem Schwert, mit der Axt oder durch den Galgen.

Hauptsache, seine Gegner starben.

Nur das zählte.

Er nahm auch keine Rücksicht auf Frauen oder Kinder. Fast hätte er damals noch Johnny Conolly getötet, diese kleine unschuldige Kreatur.

In mir brannte der heiße Zorn. Er loderte wie eine Flamme hoch, und es kostete mich Mühe, die Beherrschung zu bewahren.

Er kam näher.

Schritt wie ein König, als wäre er der Herrscher in diesem Reich.

Jeder machte ihm Platz.

Ehrerbietig traten die Rattenmenschen zur Seite, um ihn durchzulassen.

Fünf Schritte vor mir verhielt er seinen Schritt. Sein rechter Arm sank nach unten, die Hand fiel auf den Griff des Schwertes, das in einer Scheide am Gürtel steckte.

»John Sinclair!« klang es dumpf unter der Kapuze hervor. »Endlich habe ich dich!«

»Noch lebe ich!« hielt ich ihm entgegen.

»Diesmal bist du in unserem Reich, merke dir das.« Er deutete auf das Mädchen. »Asmodina hat befohlen, daß sie zuerst stirbt, würde es nach mir gehen, dann hätte ich dich zuerst getötet.«

Ich warf Ginny einen raschen Blick zu. Sie war eine Verirrte und bereute bitterlich. Doch die Teufelstochter kannte keinen Pardon.

Sie würde Ginny umbringen lassen.

Vier Rattenmenschen hielten das Girl fest. Sie hing apathisch in ihrem Griff, die Haare fielen ihr ins Gesicht, ihr Körper erbebte unter trockenem Schluchzen.

»Ginny!« rief ich.

Sie hob den Kopf.

»Reißen Sie sich zusammen, Ginny. Wir packen es!«

Ich machte ihr Mut, und verdammt noch mal, ich wollte einfach nicht aufgeben. Die anderen sollten ihren dreckigen Triumph nicht bekommen. Schließlich hatte ich zahlreiche Gegner besiegt. Und ich spürte, wie ich durch diese Gedanken wieder Kraft bekam, wie sie mich beflügelten.

Nein, so nicht.

Noch hatte ich die Waffen.

Das Kreuz, meine Beretta und das Schwert!

Destero schwang seinen rechten Arm herum. Er beschrieb damit einen Halbbogen, die Klinge blitzte im Licht. So ähnlich hatte ich auch schon Tokata, den Samurai des Satans, erlebt.

»Schafft sie her!« schrie er den Rattenmenschen zu.

Die wußten nicht, was sie lieber getan hätten, und schleiften das Mädchen heran.

Ginny schrie und weinte. Sie stemmte ihre Füße in den Boden, hatte den Kräften der Ungeheuer aber nichts entgegenzusetzen.

Eiskalt waren sie.

Und die anderen schauten zu.

Von Asmodina über Lionel Barry bis hin zu den drei Dienern mit den Totenschädeln.

Der Dämonenhenker hob sein Schwert.

Gleichzeitig drückten die vier Rattenmenschen das Mädchen in die Knie.

Ich spannte mich.

Zwei Rattenmenschen traten zurück.

Aus den Augenwinkeln nahm ich eine Bewegung wahr. Mehrere dieser Bestien näherten sich mir. Sie wollten mich packen und unmöglich machen, daß ich die schreckliche Tat verhinderte.

Sie hatten sich verrechnet.

Alle!

Urplötzlich stieß ich mich ab, riß mein Schwert hoch und stürzte Destero entgegen…

***

Der Dämonenhenker war kein heuriger Hase. Er verstand die

Handhabung seiner Waffe.

Aber auch ich hatte in den Jahren gelernt, mit einem Schwert umzugehen. In meinem Job mußte man sich oft mit den unmöglichsten Waffen verteidigen. Da war ein Schwert nahezu noch normal. Und daß ich einmal Destero im direkten Kampf gegenüberstehen würde, hätte ich auch nicht gedacht.

Ich wollte nur zu gern wissen, welch ein Kopf sich hinter seiner Kapuze verbarg, aber diesen Blick würde er mir freiwillig nie gestatten.

Unsere Klingen prallten gegeneinander. Es gab ein glockenhelles Geräusch, das durch die große Arena auf dem Grund des Talkessels schwang. Dann stieß Destero mich zurück, auf die Rattenmenschen zu, die den Kreis sofort erweiterten.

Ich fing mich wieder.

Breitbeinig blieb ich stehen. Das Schwert war nicht leicht. Ich mußte schon Kraft aufwenden, um es in die Höhe zu wuchten. Destero führte seine Waffe spielerisch. Sie schien ihm in die Wiege gelegt worden zu sein. Er lachte sogar.

Ich dachte daran, meine Beretta zu ziehen, um zu versuchen, Destero mit Silberkugeln zu erledigen, doch ich war sicher, daß die Rattenmenschen mich nicht zum Schuß kommen lassen würden.

Zudem war da auch noch das Mädchen, das ich retten wollte.

Ginny hing noch immer in den Klauen der Bestien und schaute meinen Bemühungen verzweifelt zu.

Wieder griff Destero an.

Er wuchtete sein Henkersschwert schräg nach unten. Ich hatte meine Klinge mit beiden Händen am Griff gepackt, fuhr der gegnerischen entgegen und es gelang mir, sie zu stoppen.

Die Schwerter ratschten aneinander entlang. Eisern hielt ich meine Waffe fest.

Dann versuchte ich selbst, einen Angriff zu starten, doch Destero wehrte geschickt ab.

Funken sprühten plötzlich auf, als er meinen Schlag geschickt parierte und seinerseits zum Angriff überging.

Er hielt jetzt auch sein Schwert mit beiden Händen fest. Dann schlug er.

Wie ein Automat schritt er vor, schlug einmal links, das nächste Mal rechts, und dies alles unter Asmodinas streng blickenden Augen.

Ich wehrte mich verzweifelt, während mich Destero immer weiter zurücktrieb.

Unsere Klingen klangen hell aufeinander. Es hörte sich an wie das Läuten von Glocken, ein heller Klang, der über die Arena schallte, und so gar nichts von Tod und Verderben erzählen wollte.

Ich mußte zurück.

Doch ich hatte mir einen geordneten Rückzug ausgesucht, das heißt, ich ließ mich nicht dahintreiben, wo er es wollte, sondern ich diktierte die Richtung.

Ich wollte in die Nähe der Stäbe gelangen, und zwar auf der Rückseite.

Bald hatte ich Desteros Taktik durchschaut. Er kämpfte nur mit Kraft, nicht mit Technik. Machtvoll schlug er zu. Jeder einzelne Streich hätte eine Kuh in der Mitte durchgetrennt, doch meine Defensive war auch nicht schlecht.

Ich hatte mich daran gewöhnt, seine Schläge abzuwehren. Von links, von rechts kamen sie, immer wieder. Selbst konterte ich nicht, denn dann lief ich in Gefahr, meinerseits in einen Konter zu laufen, der mich umhaute.

So lauerte ich auf meine Chance.

Destero schlug wie ein Uhrwerk. Seine Maske bewegte sich im Windzug der Schläge. Hinter den Sehschlitzen glühten die haßerfüllten, erbarmungslosen Augen, und dann fiel ich auf eine Attacke herein, denn Destero griff nicht mehr seitlich an, sondern stach direkt zu.

Ich wollte noch parieren, doch seine Klinge rutschte an der meines Beuteschwertes entlang und hätte genau meinen Hals getroffen, wenn ich nicht blitzschnell in die Knie gegangen wäre.

So wischte das Schwert über meinen Haarschopf hinweg. Ich ließ mich fallen, nutzte den Schwung aus, vollführte eine Rolle rückwärts und kam wieder auf die Beine.

Ich befand mich jetzt dicht an den beiden Stangen. Lionel Barry hielt noch immer die Verbindung zu Asmodina aufrecht. Ihr Gesicht schwebte über der Arena. Ich taumelte zurück und gab mich angeschlagener, als ich wirklich war.

Destero lachte.

Es klang dröhnend, dumpf und siegessicher. Er wollte meinen Tod und sah sich dicht vor einem Sieg, aber noch war es nicht soweit. Ich gab nicht auf.

Die Rattenmenschen waren uns gefolgt. Und sie hatten auch das Mädchen mitgeschleift. Alle wollten meinen Tod sehen.

Ich wich noch weiter zurück, bis ich dicht in die Nähe des magischen Netzes kam.

Hell strahlte plötzlich mein Kreuz. Es spürte die unmittelbare Nähe der Schwarzen Magie, und ich war praktisch eingeschlossen.

Vor mir Destero, hinter mir das Netz.

Und dann…

Destero holte zu einem Gewaltstreich aus. Schräg sauste die Schwertklinge durch die Luft.

Diesmal parierte ich den Schlag nicht. Er hätte mir wahrscheinlich

die eigene Waffe aus den Händen gerissen. Ich hechtete zu Boden, rollte ein paarmal um meine eigene Achse und hörte einen mörderischen Schrei.

In der Bewegung sah ich, was geschehen war.

Destero hatte nicht mich getroffen, sondern Lionel Barry, Asmodinas Diener.

Die Klinge, messerscharf und gut geschliffen, hatte hervorragend getroffen.

Barry verlor seinen Schädel.

Mit einem einzigen Hieb hatte Destero den Totenkopf von den Schultern des Mannes getrennt.

Gleichzeitig brach Barry zusammen, und auch das Netz zerriß. Es sprühte noch einmal auf und verglühte.

Ich aber nutzte meine Chance.

Die Rattenmenschen waren noch zu geschockt, um einzugreifen.

Wie ein Irrwisch war ich bei ihnen, und diesmal wischte meine Klinge durch die Luft.

Zuerst traf es die beiden, die das Mädchen festhielten. Mit einem glatten Streich tötete ich sie auf einmal.

Auch ihre Köpfe fielen in den Sand.

Ginny schaute mich aus schockgeweiteten Augen an. Ich packte sie an der Schulter und riß sie hoch.

»Komm, wir müssen weg!«

Sie reagierte automatisch, ergriff meine linke Hand und ließ sich von mir mitziehen.

Dann kamen die Bestien.

Zu fünft stürzten sie uns entgegen.

Ich sah ihre häßlichen Mäuler. Weit aufgerissen waren sie, und die gefährlichen Reißzähne blitzten.

Ich kämpfte wie ein Berserker, schlug mir mit der erbeuteten Waffe den Weg frei und hetzte mit Ginny auf die nächstliegende Knochenleiter zu. Die mußten wir hoch.

Hinter uns tobte eine wahre Hölle.

Ich hörte Desteros Stimme. Er gab die Befehle. »Bringt mir den Hundesohn her! Packt ihn!«

Es hätte dieses Befehls gar nicht bedurft, die Ratten wollten mich sowieso töten.

Ginny kletterte als erste die Leiter hoch, während ich am Fuß wartete, um ihr einen Vorsprung zu geben.

Da kamen sie schon.

Ein halbes Dutzend Rattenbestien, bedeckt mit zottigem Fell, fauchend, mordgierig.

Ich zog die Beretta.

Zwar war ich Rechtshänder, aber in diesem Fall mußte ich mit der

linken Hand schießen. Zudem waren die Ratten kaum zu verfehlen.

Ich feuerte.

Fünf Kugeln jagte ich aus dem Lauf. Die geweihten Geschosse hieben in die ekligen Körper, stoppten sie und warfen sie zurück.

Die Bestien brüllten und schrien, sie hatten der Kraft des Silbers nichts entgegenzusetzen.

Sie vergingen.

Ich aber hatte mich verschossen.

Ein Reservemagazin trug ich immer bei mir, aber ich hatte einfach nicht die Zeit, es in den Griff der Waffe zu schieben, dafür waren mir die Bestien zu nah.

Einen Blick nach oben konnte ich riskieren.

Ginny hatte die Leiter hinter sich gelassen. Sie stand auf der ersten Terrassenstufe und schaute in die Arena hinab. Auf ihrem Gesicht leuchtete die nackte Angst.

Zwei Bestien griffen mich an.

Die erste lief genau in mein Schwert, und die Klinge tötete sie auf der Stelle. Die zweite drehte jedoch gedankenschnell ab, und ich sah auch den Grund für dieses Manöver.

Sie rannte auf eine Leiter zu, die sich etwa zwanzig Yards von mir entfernt befand.

Die Rattenmenschen wollten Ginny!

Den Befehl hatten die drei anderen Diener Asmodinas gegeben.

Ich sah ihre Totenschädel zwischen den widerlichen Rattenköpfen leuchten.

Jetzt wurde es kritisch.

Mit einem Schwertstreich erledigte ich eine weitere Ratte, wandte mich um und kletterte die Sprossen hoch. Mit einer Hand konnte ich mich nur festhalten und hatte Glück, daß die Ratten nicht so schnell reagierten.

Unbeschadet erreichte ich die erste Terrasse.

Von hier aus hatte ich einen wesentlich besseren Überblick.

Destero, der Dämonenhenker, hatte sich nicht an der Verfolgung beteiligt. Er stand zwischen den beiden Säulen und versuchte das magische Netz wieder aufzubauen.

Die ersten Blitze zuckten bereits auf. Es konnte nicht mehr lange dauern, dann hatte er es geschafft.

Bis dahin jedoch wollte ich weg sein.

Ginny rannte auf mich zu. Sie war erschöpft, kämpfte mit dem Gleichgewicht und hatte Glück, daß sie bei mir war, bevor die Ratten die erste Terrasse erreichten.

Ich schickte Ginny die nächste Leiter hoch.

Oben standen keine Bestien mehr. Sie waren wohl alle in die Arena hinuntergestiegen.

Ich lud meine Waffe nach.
Links standen Rattenmenschen und rechts ebenfalls. Doch diesmal trauten sie sich nicht so recht, mich anzugreifen. Die Verluste hatten sie vorsichtig gemacht.
Ich kletterte hinter Ginny her.
Ohne Schramme erreichte auch ich die zweite Terrasse. Bisher sah es nicht so schlecht aus, nur fand ich mich in dem riesigen Schädel nicht zurecht. Ich hatte vor, auf dem gleichen Weg, den ich gekommen war, ganz nach oben zu klettern.
Dagegen hatte Ginny etwas.
»Nein, komm mit«, sagte sie und faßte mich an der Hand. Dabei deutete sie auf einen etwas größeren Höhleneingang, der in die Wand hineinstieß.
»Da?« fragte ich.
»Ja.«
»Und dann?«
»Wirst du schon sehen.«
Ich vertraute Ginny. Es blieb mir auch nichts anderes übrig. Sie kannte sich hier besser aus.
Ginny verschwand als erste in dem Stollen. Er war doch nicht so dunkel, denn die Wände bestanden aus bleich schimmernden Gebeinen.
Ein Knochentunnel…
Allerdings mußte ich den Kopf einziehen, denn der Tunnel war verdammt niedrig.
Nur fragte ich mich, wo er hinführte. Es gab zwei Möglichkeiten.
In die Freiheit oder in den Tod…

***

Der Wagen stand einsam am linken Straßenrand. Er war nicht leer, wie es den Anschein hatte.
Jemand saß in dem Bentley.
Suko!
Er wartete auf mich. Noch immer hatte er es nicht überwinden können, allein aus der fremden Dimension herausgeworfen zu sein.
Er hatte mich zurücklassen müssen und hoffte, daß der gewaltige Schädel irgendwann wieder erscheinen würde.
Suko wartete vergebens.
Leer und verlassen lag die Straße vor ihm. Nichts geschah. Am Himmel trieb der Wind die dicken Wolken zusammen, und hin und wieder schütteten sie ihren Regen aus.
Dann glänzte die Fahrbahn wie ein dunkles nasses Band, auf dem hier und da bunte Kreise schimmerten.
Ölflecken…

Zweimal hatte Suko Superintendent Powell angerufen und einen negativen Bericht abgegeben.
Auch Sir James zeigte sich bedrückt. Er war ebenso geschockt wie Suko.
Beim dritten Anruf fragte er: »Was könnten wir tun?«
»Ich weiß es nicht.«
»Vielleicht finden Sie bei Barry eine Spur?«
»Soll ich hinfahren?« fragte der Chinese.
»Ja, versuchen Sie, dort eine Spur zu finden. Bei Barry muß es doch irgend etwas geben, was auf Asmodina hinweist.«
»Das könnte sein.« Suko war wenig überzeugt, doch es war besser, als untätig im Wagen herumzusitzen.
Er bedankte sich noch einmal und startete.
Der Chinese kam gut mit dem Wagen zurecht, und hatte innerhalb weniger Minuten sein Ziel erreicht.
Er parkte vor dem Haus, wo auch noch die anderen Wagen standen, stieg aus und betrat die große Eingangshalle.
Dort hockte noch immer der Leibwächter des Filmstars. Aus rot geäderten Augen schaute er Suko entgegen.
Der Chinese blieb stehen. »Haben Sie einen Arzt angerufen?«
»Nein.«
Suko schüttelte den Kopf. Link hatte sich ein Taschentuch um die Wunde gebunden. Der weiße Stoff war durchgeblutet. Der Mann mußte unbedingt in ärztliche Behandlung.
Link zeigte sich verstockt. »Hau ab, Chink!« zischte er. »Mach daß du wegkommst.«
Suko überhörte die Beleidigung. Er sagte nur: »Ich weiß nicht, ob du Dreck am Stecken hast, aber es gibt eine Möglichkeit, ihn wegzuwischen. Das heißt, du könntest straffrei ausgehen.«
»Willst du mich reinlegen?«
Suko schüttelte den Kopf. »Nein, das ist ein faires Angebot. Ich möchte nur von dir einiges wissen.«
»Was?«
»Du weißt selbst, womit sich dein Boß privat beschäftigt hat?«
»Klar. Mit okkultem Kram.«
»Hast du den Namen Asmodina schon mal gehört?«
Link nickte.
»Hat dein Boß Asmodina beschworen?«
»Ja.«
»Wo?«
»Im Keller.«
»Komm mit.« Suko faßte den Mann kurzerhand unter und hob ihn vom Stuhl hoch.
Er stützte ihn auch, als sie die Treppe hinunterschritten.

»Verdammt«, keuchte Link, »ich habe es ihm immer gesagt, aber er wollte nicht hören. So etwas geht schief.«

Da gab Suko ihm recht. Es zahlte sich für einen Menschen nicht aus, wenn er einen Pakt mit der Hölle schloß. Im Anfang sah alles so leicht aus, doch hinterher präsentierte der Teufel die Rechnung.

Und die war schlimm.

Suko wollte bis in den großen Raum vorlaufen, doch Link schüttelte den Kopf.

»Hier rechts«, sagte er.

Suko drückte die Kellertür auf. Er merkte, daß sich Link kaum auf den Beinen halten konnte. Sein Gesicht war bleich, Schweiß glitzerte auf der Stirn.

Suko und er betraten einen düsteren, muffig riechenden Kellerraum.

Licht fiel vom Gang her durch die offene Tür.

Der Raum war mit einem schwarzen Teppich ausgelegt. Drei Wände zeigten Zeichnungen.

Und immer das gleiche Bild.

Asmodina!

Doch diese Zeichnungen interessierten Suko nicht so sehr. Er schaute daran vorbei. Viel bemerkenswerter war das Gebilde, das auf dem Teppich stand.

Suko hatte es schon einmal gesehen, nur wesentlich größer!

Es war ein Totenschädel!

»Das ist es«, flüsterte Link. »Er hat es mir mal erzählt. Das ist die Welt, in die er eingehen will. Hier steht nur eine kleine Nachbildung. Die richtige Welt liegt woanders. In einer fremden Dimension, wie er mir sagte.«

Suko trat nahe an den Schädel heran.

Ja, in ihn waren sie hineingerast. Aber Link hatte Unrecht. Der Schädel war nur ein Teil der fremden Dimension. Sozusagen eine Welt in der Welt.

Der Chinese drehte sich um. »Was hat er mit diesem Schädel alles angestellt?«

Link lächelte. »Er hat Beschwörungen durchgeführt.«

»Und wie?«

»Das kann ich nicht sagen.«

Suko wollte noch eine Frage stellen, doch da geschah etwas Schreckliches.

Er hörte noch ein Knacken, und im nächsten Augenblick zerfiel der Schädel vor seinen Augen zu Staub.

Suko zuckte zurück.

Jetzt hat John keine Chance mehr, dachte er…

***

Nun, eine Chance hatten wir doch. Und es sah in diesen Augenblicken gar nicht mal so schlecht aus.

Ginny Clark kannte sich in dem Höhlenlabyrinth des Schädels ausgezeichnet aus. Man merkte ihr an, daß, sie diesen Weg nicht zum erstenmal gegangen war. Dicht an der Knochenwand entlang führte sie mich durch den Tunnel, bis wir vor eine Wand stießen, wo es nicht mehr weiterging.

»Jetzt ist Schluß«, wisperte ich. Ich sprach bewußt leise, denn die Knochen trugen den Schall ziemlich weit. Wir hörten auch die Verfolger. Sie waren bereits in den Tunnel eingedrungen, und das Quieken der Rattenmenschen drang wie eine schrille Musik an meine Ohren.

Ginny lächelte nur.

Dann deutete sie nach oben.

Ich hob den Kopf und sah, daß sich ein Schacht dort schattenhaft abzeichnete.

Aber es war keine Leiter vorhanden.

»Wir können an der Wand hochklettern«, sagte Ginny. »Die Knochen halten das Gewicht.«

Bevor ich etwas erwidern oder einen anderen Vorschlag machen konnte, hatte sich Ginny schon auf die Zehenspitzen gestellt und mit beiden Händen einen Knochen umklammert.

Ich wunderte mich, denn in der Tat war die Wand nicht glatt. Die Knochen standen ein wenig vor, so daß wir Halt finden konnten.

Als Ginny sich etwa einen Yard über meinem Kopf befand, machte auch ich mich an die Kletterei.

Das Schwert behinderte mich dabei. Ich wollte es auch nicht liegenlassen und hatte plötzlich eine, wie ich fand, gute Idee.

Ich reichte dem Girl das Schwert.

Ginny klebte förmlich an der Wand, konnte sich allerdings noch so weit bewegen, daß sie die Waffe zu fassen bekam.

Sie nahm sie an sich, und ich kletterte höher.

Unter mir vernahm ich das Trappeln zahlreicher Füße. Die Rattenmenschen gaben nicht auf, sie wollten ihr Opfer zum guten Schluß doch noch fangen.

Dann stand ich neben Ginny.

»Weiter!« drängte sie.

Jetzt hielt ich das Schwert. Trotz der gefährlichen Situation mußte ich lächeln. Ginny hatte sich verwandelt. Sie hatte ihre Angst kurzerhand über Bord geworfen, sie wußte, daß es ums nackte Überleben ging, und handelte dementsprechend.

Wir gewannen an Höhe.

Und wir wurden nicht verfolgt, was mich wiederum wunderte, deshalb fragte ich Ginny nach dem Grund.

Sie blies sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Das ist ganz einfach. Diese Monstren sind zu schwer. Die Wände würden brechen.«

Ich nickte. »Und was erwartet uns am Ende des Schachtes?«

»Der Ausstieg.«

»Wohin?«

»Auf den Kopf des Schädels, hoffe ich.«

Nicht gerade berückend die Aussichten, doch wir hatten keine andere Wahl.

Der Schacht verbreiterte sich sogar. Aber ein Ende war noch immer nicht auszumachen, dann jedoch sah ich links von mir in der Knochenwand eine Öffnung.

»Wo geht es da hin?«

»Ich weiß nicht.« Ginny klammerte sich neben mir an dem fahlen Gebein fest. »Man müßte es versuchen…«

»Kommen Sie.«

Ich kroch in das Loch hinein. Der Gang vor uns hatte eine Höhe von, knapp einem Yard, und wir mußten kriechen.

»Wie sind Sie eigentlich in diese Welt und zu Asmodina gekommen?« fragte ich.

»Ich spürte den Ruf.«

»Welchen Ruf?«

»Asmodina rief mich. Sie wollte, daß ich einen Schädel ausgrabe. Das habe ich auch getan.«

»Und dann?«

»Traf ich mit Barry zusammen. Er rief mich an. Wahrscheinlich hat er durch den Kontakt zu Asmodina meine Anschrift bekommen, aber ich bin dagegen. Mich widert das alles an, obwohl ich erst begeistert war. Doch das hier ist der reinste Terror.«

Da hatte sie recht. Das Böse war der absolute Terror und das perfekte Chaos.

Wir hatten uns unterhalten und krochen währenddessen weiter.

Ich hatte die Führung übernommen und sah plötzlich den helleren Schimmer vor uns.

Dort mußte das Ende des Ganges liegen!

Und von den Verfolgern hörten oder sahen wir nichts. Ich war wieder optimistischer geworden, obwohl ich nicht wußte, wie ich diese Welt eigentlich wieder verlassen sollte, aber in solchen Situationen greift man nach dem kleinsten Strohhalm.

»Sie waren noch nie hier?« fragte ich das Mädchen.

»Nein. Man hat uns zwar herumgeführt, aber diese Stelle des Schädels kenne ich nicht.«

Das Licht wurde heller.

Ich hatte damit gerechnet, auf einen Ausgang zu treffen, vielleicht auf eine Augenhöhle oder ähnliches, doch ich sah mich getäuscht. Es

gab hier keinen Ausgang.

Statt dessen erreichten wir eine kleine Höhle, in deren Mitte sich die Öffnung eines Schachts befand, aus dem das Licht strahlte. Von der Höhlendecke wurde es reflektiert, ein silbern, leicht rötlich angehauchter Schimmer.

Der kreisrunde Schachteinstieg nahm jedoch nicht die gesamte Fläche der Höhle ein, sondern hatte an den Rändern noch Platz genug, um sich dort aufhalten zu können.

Das wußten auch unsere Gegner.

Sie erwarteten uns bereits.

Drei Menschen mit Totenschädeln und ein vierter, der eine rote Kapuze trug.

Destero!

***

Verdammt! Alles umsonst. Wir waren praktisch im Kreis geflüchtet und damit in die Falle gelaufen.

Destero lachte uns entgegen. Und dieses Lachen machte mich verrückt. Ich hob den rechten Arm an und schoß. Drei Kugeln jagte ich auf Destero zu. Ich sah auch, wie ihn die Einschläge durchschüttelten, doch sie zerstörten ihn nicht. Eine stanzte sogar ein Loch in die Kapuze, dicht über den Augen, und ich glaubte, ein metallenes Geräusch zu hören.

Einbildung?

Vielleicht, aber Destero gab den Befehl zum Angriff.

Die drei Teufelsdiener stürzten sich auf uns. Ich hätte schießen können, aber ich wollte Munition sparen, und so nahm ich das Schwert, um mich damit zu verteidigen.

Die Waffe hatte eine ziemlich lange Klinge, der Gang war eng, und ich konnte das Schwert nicht so führen, wie ich es gern wollte.

Zuerst hieb ich voll in die Knochen. Es gab ein klirrendes Geräusch, als die Gebeine gegeneinanderklapperten. Die scharfe Klinge riß gewaltige Löcher in die Knochenwand, und ich streifte auch die Decke mit der Schwertspitze.

Gebeine fielen auf uns herab. Ich hörte Ginny schreien und sah dicht vor mir einen der Skelettschädel auftauchen.

Mit der Faust hieb ich hinein.

Keine Wirkung. Dafür suchten die Finger meine Kehle, fanden sie auch, und ich wurde nach hinten gedrückt.

Der Schädelmann fiel auf mich.

Und dabei auch auf das Kreuz.

Er überstand es nicht.

Plötzlich flammte sein Körper auf. Die Kraft der Weißen Magie ließ das kalte Feuer aus den Augenhöhlen schlagen, ich spürte noch den

Hauch, doch mir tat es nichts.

Mein Gegner verging.

Asche bröselte zwischen meinen Fingern.

Ich hatte das Schwert zwangsläufig loslassen müssen, wälzte mich herum und hörte einen gellenden Schrei.

Ginny!

Sie war von zwei Kerlen gepackt und dicht an die Öffnung herangezogen worden, auf deren anderer Seite Destero, der Dämonenhenker, lauerte.

Ginny wehrte sich verzweifelt. Sie schlug um sich, biß und kratzte.

Ich mußte ihr helfen, kam auf die Knie und schnellte mich kraftvoll ab.

Ich prallte gegen sie.

Dabei kassierte ich allerdings einen Faustschlag, der mich für Sekundenbruchteile die Übersicht verlieren ließ. Als ich wieder klar war, hockte der zweite auf mir.

Diesmal schoß ich.

Ich hob den Arm, zielte auf das grinsende skelettierte Gesicht und jagte ihm die Kugel in die leere Mundhöhle.

Der Schädel zersplitterte. Das geweihte Silbergeschoß fuhr sogar an der anderen Seite hinaus und hieb in die Decke, wo es ebenfalls ein Loch in die Knochen riß.

Es knackte und knirschte.

Gebeine fielen auf mich nieder. Ich kam hoch, schleuderte sie weg, hatte freies Sichtfeld und sah den dritten Kerl, der Ginny soeben über das Loch schleuderte – genau in Desteros Arme.

Und der Henker hatte sein Schwert.

Mir blieb fast das Herz stehen.

Ich schwenkte die Waffe und erledigte den dritten Schädelträger mit einem Schuß.

Jetzt hatte ich nur noch Destero vor mir. Doch der war bewaffnet und hielt das Mädchen in seinen Klauen.

Wo war mein Schwert?

Es lag hinter mir, begraben unter zahlreichen Knochen und Gebeinen. Der Dämonenhenker lachte auf.

Dann hob er sein Schwert…

»Neinnnn!« brüllte ich, stieß mich ab und flog über die Öffnung hinweg auf Destero zu.

Das heißt, ich wollte es, doch der Dämonenhenker war schneller.

Sein Schwert raste nach unten.

Ginny starb, ohne einen Laut von sich zu geben.

Ich aber kam gar nicht bis zu ihr hin. Direkt über der Öffnung erfaßte mich ein gewaltiger Sog, der mich mit unvorstellbarer Kraft nach unten zog.

Es war eine der Röhren, die mich jetzt gefangen hatte.
Über mir hörte ich die Stimme des Dämonenhenkers. »Tot – sie ist tot und du wirst ihr bald folgen…«
Ein schauriges Lachen, das in meinen Trommelfellen schmerzte, leiser wurde, verebbte und schließlich verstummte…
Ich raste weiter.
Hinein in die Tiefe, ins Nichts eines Zeittores, denn nichts anderes war diese Röhre innerhalb des Schädels.
Instinktiv umklammerte ich mit einer Hand mein Kreuz, mit der anderen die Beretta.
Beide Dinge ließ ich auch nicht los, als die Schwärze der Dimension mich fraß…

***

»Gehen wir«, sagte Suko und drehte sich nach Link, dem Leibwächter, um. Der stand an der Tür gelehnt, das Gesicht schmerzverzerrt.
Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.
Suko stützte ihn wieder, und sie verließen gemeinsam den Raum.
Weit kamen sie nicht.
Plötzlich hörte der Chinese Schritte. Er ließ den Mann los und wirbelte herum.
Im Gang stand jemand.
Das war ich.
»John!« Sukos Augen wurden groß. »Wo kommst du denn her?«
Ich konnte nicht einmal lächeln, hob nur die Schultern und lehnte mich an die Wand.
Der Chinese war sofort bei mir. »Mensch, John, was ist los?«
»Er hat sie getötet«, murmelte ich immer noch geistesabwesend.
»Wer hat sie getötet?«
»Destero.«
»Der Dämonenhenker?«
»Ja.«
»Und die anderen?«
»Alle tot.«
»Mein Gott, was hast du nur hinter dir?« fragte Suko.
Ich lächelte bitter. »Ja, es war schon hart, aber es wirft mich nicht um. Ich will nach Hause. Wir können dem alten Powell sagen, daß wir einen Erfolg errungen haben. Die Schädelwelt…«
»… existiert nicht mehr«, vollendete Suko den Satz.
»Wollen wir es hoffen«, erwiderte ich und ging die Treppe hoch.

ENDE